Durchflüge

durch

Deutschland, die Niederlande

und

Frankreich.

Let the gall'd jade wince, our withers are unwrung.

Shakspeare.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Hamburg,
bei Bachmann und Gundermann,
1796.

Nordhausen noch einmal.

„Wann werden wir denn mit unserm fliegenden Verfasser nach Frankreich kommen? So wie er seine lahmen Schwingen braucht, wird er wol erst in dies Land, das letzte Ziel seiner Reisen, gelangen, wann es längst keine Bewohner mehr haben, und das, was er davon erzählen kann, wie ein antediluvianisches Mährchen klingen wird. Anstatt nun die Luft mit gedoppelter Kraft und schnellen Wendungen zu durchschneiden, bleibt er gar in der Grafschaft Hohenstein sitzen, und sieht aus, als ob er ein ehrsamer, seßhafter Bürger in Nordhausen geworden sey. Nordhausen noch einmal! Hat ein Schriftsteller seine Leser je so geneckt?“

Ihre Beschuldigungen, meine Damen und Herren, haben guten Grund. Ich fördere mich sehr schlecht weiter. Aber wer hätte auch solche Fälle voraus sehen können? Es sind nicht die Reize der Grafschaft Hohenstein, nicht die lahmgewordenen Flügel meiner Autorschaft, was mich unter die Trebern und in den Branntweinsduft der Stadt Nordhausen zurückführt. Es ist E. E. Rath dieser kaiserl. freien Reichsstadt, vor welchem ich mich, eh' ich von der Stelle kann, erst zu sistiren, und Rede und Antwort zu geben habe über das Misvergnügen, in welches Bürgermeistere und Rath belobter Republik durch meine freie Aeusserungen versetzt worden sind.

Wenn es mehreren Städten des Deutschen Reichs, denen ich meine Bemerkungen zugedacht habe, einfällt, ihr Zwingherrenamt an mir zu üben, und mich die Armensünderrolle vor sich spielen zu lassen, so sieht man schon, wie es mit mir ablaufen wird. Die Beine werden mir von allen den Schellen und Blöcken so steif werden, daß ich, weit entfernt zu fliegen, fortkriechen und humpeln muß. Zerzerrt und lahm werde ich in Frankreich anlangen, und allen meinen Leiden wird die Guillotine ein Ende machen. Seinem Schick-

sal kann Niemand entgehen, und an meinem Leben ist wenig gelegen. Nur zwei Dinge sind mir dabei leid.

Erstlich, daß meine guten geduldigen Leser die Schuld meiner Sünden und die Strenge eines erbitterten Senats zugleich mit mir tragen, und, wenn sie ein weiches Herz haben, die klotzige Schwere der mir angelegten Fußblöcke mit mir zu fühlen, und bei meiner Defension zu verweilen genöthigt sind, als wenn sie sonst nichts zu thun hätten.

Zweitens, daß ich nicht einmal, nach hartem Venetianischen Rechtsverfahren, unter der Maske abgestraft werde, sondern baarhäuptig, allen Schandaugen ausgesetzt, in meinem eigenen Namen da stehen und mich verantworten muß. Es ist nicht mehr das nestlose Geschöpf, das keine Heimath weiß, nicht mehr der bloß menschliche Mensch, der sich Ihnen auf den ersten Seiten des ersten Bandes dieser Durchflüge dargestellt hat, welcher den zweiten und die folgenden Bände derselben anfüllen wird. Ich habe jetzt einen Namen, man hat mich erkannt; ich stehe an den Thorflügeln des Rathhauses zu Nordhausen, im Archiv zu ewigen Tagen, wenigstens im Hamburgi-

schen unpartheiischen CORRESPONDENTEN affigirt.

Eine der Freuden meines Lebens ist mir durch den Senat von Nordhausen geraubt. Ich habe auf so vielerlei kleine bunte Dinge, die im Frühlinge der Jahre ihre flinkernde Knospen sanft enthüllen, und liebe kleine betrügliche Hoffnungen über eine in Wolken tanzende Zukunft schillern, Verzicht gethan, um wie ein anspruchloser Pilger zu wandern, wohin mich die Laune eines Augenblicks verschlägt, und in einer ruhigen Stunde aufzuschreiben, was ich über das, was mir vorkommt, Gutes und Böses meine. Damit will ich die Ruhe keines Menschen stören, wenn er seinem Nachbar nichts abspannt, abdringt oder abwendig macht, und menschliche Theilnahme mich nicht preßt zu schreien: Siehe da N. N., er übt Ungerechtigkeit!

Von Ulysses, dem berühmten Durchflieger, an, der die züchtige Penelope und die Sauheerden von Ithaka ihre lange Weile verseufzen und vergrunzen ließ, bis auf Niels Klimm, der in einem Eimer den Diameter der Erdkugel durchflog, aus einem Küster in einen Kaiser, und von einem Kai-

ser in einen Küster verwandelt ward; und wieder von Niels Klimm bis zum Verfasser der Rede stehenden Durchflüge, ist es die Angelegenheit jedes Biedermanns, der seinen Stab über den Gesichtskreis seiner Stadt hinaussetzte, gewesen, die Sitten, den Wandel und die Künste der Fremden zu erforschen, und seinen Freunden in und ausser seiner Heimath Proben zu liefern, nach welchen sie sich messen, und entweder weiser werden, oder sich der ihnen schon vorher zugeflossenen Weisheit freuen können. Seitdem die Druckerpressen die Werke des menschlichen Geistes ins Unendliche vervielfältigen, bleiben die dadurch zum öffentlichen Eigenthum gewordenen Nachrichten und Winke nicht unthätig, wie das sogenannte Licht unter dem Scheffel, sondern Jedermann, der Lust und Belieben trägt, mag frei sein Lämpchen herbeibringen, und versuchen, was für Wirkung die vorsichtig gebrauchte Gabe des Prometheus in seinem Kämmerlein verursachen werde. Seit dieser Zeit darf kein Reisender, der sich nicht den Namen Lucian oder Münchhausen ins Brustblech schneidet, von einem Völkchen mehr erzählen, das eine halbe Elle hoch ist, und mit den Kranichen im Erbkriege liegt; von Menschen, deren Ohrlappen so lang und breit sind, daß sie sie wie einen

Mantel brauchen, und um den Leib schlagen können; von Schiffe zersprengenden Magnetbergen, diamantenen Klippen, von sanftmüthigen Demokraten, anspruchlosen Aristokraten, blutscheuen Monarchen, von freien Nationen, wo kein Schurke Recht spricht, und von keinen Narren dafür angezittert wird, und was sonst dergleichen von Blinden und Triefäugigen als wahr berichtet seyn mag. Es soll Zeiträume gegeben haben, wo man den weitgewanderten Leuten solche Unmöglichkeiten hingehen ließ, und sie ihnen wol gar glaubte. Das kam so: sie wurden in einem Winkel erzählt, und man liebte das, worvor man erstaunte. Der Betrug stimmte zuerst diese Liederchen an, die Einfalt freute sich des Zaubertons, die Melodie ward Mode, und das unvertilgbare Heer der Nachahmer, denen Staunen zu erregen Wonne war, setzte den Taumel durch immer neue Variationen fort.

Seit der oben angegebenen Epoche aber ist es nicht unfüglich geworden, platte Unmöglichkeiten als wahr unter die Leute zu bringen; es ist sogar mißlich, von Dingen, die sich, der allgemeinen Erfahrung zu folge, sehr wohl zugetragen haben können, Umstände zu erzählen, die andere anders unterrichtete Leute anders wissen. Statt daß vordem

die Unverschämtheit log, die Einfalt sich bethören ließ, und beide Theile dabei gewonnen zu haben glaubten, wenn die Lüge Platz griff und sich ausdehnte, hat die Aufklärung jetzt das Aufspüren der Wahrheit in Gang gebracht, mit welcher freilich pro Tempore noch nicht allen gedient ist, wodurch aber mit der Zeit Etwas erfochten werden soll, das dem Menschengeschlechte neuen grossen Seegen verspricht. Mag doch der Mathematiker schmollen, daß sichs andere Facultäten herausnehmen, an dem ihm weiland nicht sehr beneideten Vorrechte Theil haben zu wollen. Wahrheit! Wahrheit! schreien die Philosophen, selbst die Politiker und Theologen schreien mit. Wahrheit! seufzt der Historiker, indem er seiner Göttin den Griffel darbietet. Blendwerk, pocht er, so nimm ihn doch!

Es soll so leicht seyn, die Wahrheit zu wissen, sagt man. Ich bin auch der Meinung. Ja, für die Unschuld, für sie, die nichts weiß. Sie traut dem ersten unverstimmten Eindrucke, und das ist der wahre. Wer aber einmal der Lüge überlassen gewesen ist, wer sich im Gewinde des Irrthums durch Wissen verstrickt findet — wer es nicht ist, der komme, und werfe den Stein auf mich! — wie will der die Wahrheit von der Lü-

ge ausscheiden? Die Wahrheit ist Eine; die Lüge — weiß Jemand, wie vielfach?

Und doch soll es so leicht seyn, die Wahrheit zu finden? In der chamäleontischen Lüge! Es ist schwer, sehr schwer. Unmöglich, darf ich nicht sagen. Die Regentin Aufklärung würde mich dafür zu finden wissen. Auch habe ich kein Recht, die Erfindbarkeit eines Geheimnißes rund zu verneinen, das ich bisher noch nicht als öffentlich bekannt sehe. Die dermalige Periode geht mit seltsamen Ereignissen schwanger; darf ich voraussagen, daß sie einen Fehl gebären wird?

Aber nur eine Gährung im Chaos der Irrthümer wird Wahrheit hervorbringen. Die Irrthümer müssen in innerlichen Krieg ausbrechen; jeder muß auf seine verjährten Gerechtsamen pochen; der Widerspruch muß sie zum Kampf erhitzen; und wenn sie alle todt oder halb verblutet daliegen, mag die friedsame Wahrheit kommen, und sie mit ewigen Fesseln binden. Bis dahin wandle, so gut du kannst, menschlicher Irrthum, und scheine dir selber Wahrheit! Nur dann, wann du deinen Bruder anfällst und ihn würgst, der nichts schlimmer ist, als du, nur dann verdiene den Abscheu

der Guten, und sey der erste, der aufbehalten wird zum Tage des Gerichts.

Zerschmelzt denn im Ofen der Läuterung, ihr hierologischen Lehrsätze! Die Wahrheit in euch ist zu einfach; alle eure Verbrämungen sind Lügen. Laßt euch sieben, ihr Philosophismen! Welch eine Wolke von Spreu dunkelt die Luft! — Doch diese Reinigung zu bewirken, dazu ist der blosse angeborne Menschenverstand hinreichend, der durch Uebung und Achtsamkeit so viel Schärfe erlangt hat, daß er sich durch keine Autoritäten ableiten, nicht durch Leidenschaft stümpfen läßt.

Eine ganz andere Bewandniß hat es mit historischen Untersuchungen. Die Frage: ob ein Ding ist? wird nicht dadurch beantwortet, daß man vorher erörtert, ob es auch seyn kann. Die Kenntniß dessen, was geschehen ist, macht uns fähig, die Möglichkeit dessen, was jetzt noch geschieht, einzusehen. Je klarer und umständlicher die Kunde der Vorzeit uns im Gedächtniß liegt, desto weniger wunderbar scheinen uns die Begebenheiten des Tages. Alles ist schon geschehen, unser Leben wiederkäut nur die Bissen aus dem Munde der Vorwelt. Dem, der nichts

weiß, als was sein Auge in einem einförmigen Cirkel träger Geschäfte täglich überblickt, kommt jede Neuigkeit aus fernem Lande unwahrscheinlich vor, die er durchs Ohr vernimmt. Wer häufig historische Schriften und Zeitungen liest, entwöhnt sich am Ende von allem Staunen darüber, wie Menschen fähig gewesen sind, dies oder jenes zu thun. So bestimmt sich, nach dem Maaße gewußter Begebenheiten, das Urtheil eines Jeden über die Zuläßigkeit des Möglichen.

Hat es nicht Zweifler gegeben, die einige von den grossen Handlungen der Alten, z. B. der Griechen, welche uns aus schriftlichen Ueberlieferungen bekannt worden sind, für Fabeln erklärt haben? Daß ein Leonidas und dreihundert Spartaner sich dem Tode feierlich weihen, und den Persern in einer Kluft entgegenstellen konnten, wo nichts als ihre unvermeidliche Niedermetzlung der Lohn ihrer Tapferkeit war, scheint solchen Leuten keine wahre Begebenheit, sondern eine unnatürliche Erfindung zu seyn, weil sie in und um sich Niemanden kennen, den sie einer so uneigennützigen Aufopferung fähig halten.

Man hat Wetten auf die Nicht-Hinrichtung Ludwigs XVI. angestellt, und die auf sein Leben

hielten, glaubten ihrer Sache sehr gewiß zu seyn. Warum? Sie beurtheilten die Menschen, welche das Schicksal des unglücklichen Königs in Händen hatten, nach sich und ihren Nachbaren. Die Idee von der Unverletzbarkeit ihres eigenen Fürsten trugen sie auf den vormaligen Beherrscher Frankreichs über; aus der Stille ihres Wohnorts wähnten sie, sich einen Begriff von dem tobenden Paris machen zu können.

Leonidas und dreihundert Spartaner haben sich dem Tode freiwillig geweiht; Ludwig XVI. ist enthauptet worden! Aller Zweifel fällt weg, die historische Ueberzeugung siegt. So wahr ist es, daß Dinge geschehen, die man kaum für möglich hielt, und, selbst nachdem sie geschehen sind, noch immer unwahrscheinlich findet.

Man lasse mich aus dem bereits Vorgetragenen Resultate ziehen, und dann vom Grossen aufs Kleine kommen. Wer Zuschauer oder nach frischer That benachrichtigt von der grossen Aufopferung der spartanischen Helden war, Grieche oder Perser, gleichviel, sollte der wol unmittelbar nachher behauptet haben: Nun werden die Griechen vor den Persern fliehen? Oder, wer

die unvermuthete Nachricht von der Enthauptung des französischen Königs erfuhr, wird der wol eine doppelte Wette darauf eingegangen seyn, daß die Franzosen seine Wittwe leben lassen, und seinen Sohn auf den Thron setzen würden? Die Folge hat bewiesen, wie verkehrt dergleichen Behauptungen gewesen wären. Der Verstand aber hätte, mit beinahe gleicher Sicherheit, diese Folgen vorher sehen können.

Eine Abänderung vom gewöhnlichen Gange der Dinge zieht mehrere nach sich; daher müssen Irregularitäten, in Absicht auf ihre Wirkungen, nicht mit der Regel, von welcher sie Ausnahmen sind, gemessen, sondern, wenn es angeht, eine ganz eigne Regel für sie erfunden werden. Würde man demjenigen, der zwischen dem vorjährigen Januar und October seine Vermuthung: Marie Antoinette wird wol hingerichtet werden, geäussert hätte, zugerufen haben, daß er eine Beleidigung an einer edlen Nation beginge, die viel zu ausgebildet und sanft sey, um — Königsblut vergiessen zu können? Zwanzig Jahre vorher wäre freilich ein solcher des Tollhauses fähig erklärt worden.

Ich bin genöthigt gewesen, meine Leser in dieses Labyrinth von Fragen über die Zulässigkeit des Möglichen in einer historischen Materie zu führen, weil es scheint, als habe man mich im Verdacht, daß ich mir zuweilen etwas aufheften lasse, das ich keinen Grund zu glauben habe. Man findet im ersten Bande dieser Durchflüge, bei Gelegenheit der Reichsstadt Nordhausen, unter andern auch eine kurze Nachricht über das dort vorhandene Martinsspital, bei dessen Erwähnung ich bedaure, daß diese milde Anstalt den Zweck nicht erreicht, der durch sie bewirkt werden sollte. Man sehe S. 187, wo es heißt: „Die Bürger klagen laut, daß, wider die — Absicht der Stifter, welche verlangen, daß bloß verarmte Einwohner aufgenommen werden und Unterhalt finden sollen, sehr gefehlt wird. Statt dessen kaufen sich Ausländer für 2 bis 300 Rthlr. ins Spital ein, welche Einkaufssummen in die Kassen der temporellen Vorsteher fallen." Ich muß einen Commentar über diese Stelle schreiben; dazu bringt mich der Rath von Nordhausen.

Bevor ich in diese Stadt kam, wußte ich von dem dazu gehörigen Martinsspital nichts. Was ich davon weiß, habe ich meinem Aufent-

halt daselbst allein zu danken. Ich kann für mich keinen Grund haben, es zu preisen oder zu verschreien. Für einen Reisenden aber, der keine Geschäfte als die Befriedigung seiner Neugier und die Beschickung der oben erwähnten Angelegenheiten eines Wanderers hatte, waren Gründe genug vorhanden, mich um die Art der Verwaltung desselben zu bekümmern. Ich erkundigte mich darnach bei ehrliebenden harmlosen Bürgern der Stadt, die Anfangs nicht einmal Arges daraus hatten, als sie mir sagten, daß man sich in dieses Spital einkaufte. Wozu ein Spital, dachte ich, wenn man seine Wohlthaten nicht umsonst geben will? Doch die Sache wäre mir aus dem Kopfe gekommen, wenn ich nicht kurz darauf eine Urkunde von 1403 angetroffen hätte, die ich hier größtentheils abdrucken lasse. Sie heißt so:

„Wir Reinhard Winsenberg, Dietrich König, „Rathsmeistere und die andern Rathleute der „Stadt Nordhausen ꝛc. und darnach die Viere der „Gemeine wegen, Jacob Schwellengrebel, Dietrich Neutzeldorf, Claus Holtzfässer und Gieseler „von Brackel bekennen öffentlichen an diesen gegen„wärtigen Briefe, daß wir mit Wissen und Wil„len der zweier Räthe, die vorgesessen haben,

„und der Handwerksmeister, die mit uns in die
„Räthe gehen, durch Gotteswillen den Spital
„und Gotteshause zu St. Martin gelegen, vor
„dem Sunthausischen Thore in der Vorstadt mit
„allen seinen Zugehörungen in unser und der gn.
„Stadt Nordhausen, ewigen Schutz und Ver-
„theidigung genommen haben, doch also, daß
„Hans und Simon Sigemund Gebrüdere, unsere
„Mitbürger, die denselben erhoben, gebauet und
„gestiftet haben, des gehat. walten und ihm vor-
„stehen sollen, dieweil sie leben, wenn sie aber
„nach Gottes Verhängniß von dieser Welt ver-
„schieden sein, das Gott friste, so sollen wir
„uns des Spitals und Gotteshauses mit aller s.
„Zugehörung genzl. unterwinden, und den vorste-
„hen und bestellen mit kranken Leuthen, die des
„nothdürftig sind, und sollen ihn getreulich ver-
„theidigen, und bey allen seinen guthen Ehren,
„Freiheit, Gnaden und Wirdigkeit behalten, als
„wir förderst mögen, ohne Gefährde. Was
„Gutte und Zinse die gn. Sigismunde zu dem
„Spital bewiesen, dazu soll man sie vertheidigen,
„und man soll arme kranke Leute davon halten,
„als viel man davon halten mag, und man soll
„die aufnehmen, die vor den Kirchen liegen und
„anderswo, und wurde icht einer gesundt, den

„soll man ausziehen lassen, und andern an deren „Stelle nehmen. Man soll auch Niemand um „Gelde drein nehmen, und Niemand eine Pfrün„de darein verkaufen. Wenn es auch das den „armen Leuthen, oder zu dem Spital jemand icht „gebe oder bescheide, daß soll man ihnen ein„fodern und dazu getreulich behülflich sein. u. s. w.

Man kann leicht erachten, was ich nach Durchlesung dieses Documents, das einen Einkauf ins Spital nicht allein nicht erlaubt, sondern schnurgrade verbietet, entweder von der Wahrheitsliebe meiner ersten Gewährsleute, der Bürger von Nordhausen, oder von der Unbestechlichkeit der Vorsteher des milden Stifts denken mußte. Ich bekenne, daß mein Verdacht getheilt war. Die Ungewißheit quälte mich. Ich wollte mir lieber einbilden, daß jene Bürger übel berichtet gewesen, als daß Leute, die der Staat würdig fand, sie zu Administratoren eines Armenhauses einzusetzen, die Statuten ihrer ersten Vorgänger wissentlich übertreten, und durch Wucher mit Almosen ein schweres Verbrechen begehen würden; sie mögten übrigens mit dem empfangenen Einkaufsgelde thun, was sie wollten. Wenn ich mir dann von der andern Seite wieder vorstellte,

welche Misbräuche an vielen andern Orten mit heiligen und unheiligen Dingen getrieben werden, wie selten die unentgeldliche Verwaltung mühsamer Geschäfte zum Besten des Ganzen völlig unsträflichen Leuten in die Hände fällt, wie leicht sich unter vielen erhaltenen und ausbezahlten Posten hie und da ein Sümmchen in die Versteckrechnung spielen läßt, wie oft die Ungerechtigkeit einer Handlung dem, der dabei gewinnt, deswegen nicht als Unrecht einleuchtet, weil sein Vorgänger, der sie einführte, demungeachtet bei Ehren geblieben ist, — wenn ich mir alles dieses vorstellte, und mir die Richtigkeit des Sprichworts einfiel, daß keine Krähe der andern die Augen aushackt: so konnte ich wieder nicht umhin, den Argwohn zuweilen von meinen Gewährleistern weg, und auf die Herren am Ruder zu werfen, von denen mir keiner als Freund oder Feind bekannt war, so daß sie mich hätten parteiisch machen können. Ich hatte mehrmals anderswo bemerkt, was Niels Klimm in Mezendore gefunden hatte:

Die Kammer nährt aus weiser Huld
Zehn hochbetraute Bären,
Den Anlauf jeder alten Schuld

Gebieterisch abzuwehren.
Der Habicht nimmt die Steuren ein,
Den Dohlen muß der Reiche leihn,
Zu Pächtern setzt man Raben.

Mit so hin und her schwankenden Gedanken ging ich, jene Urkunde in der Tasche, in ein öffentliches Haus, und lenkte das Gespräch auf das Martinsspital. Da man in Nordhausen (s. B. 1. S. 200.) „über Staats- und Stadtsachen ohne Umschweife und Aengstlichkeit spricht," so fragte ich die Anwesenden geradezu, wie hoch eine Stelle in demselben wol verkauft würde. Man gab mir die angezeigte Summe von 2 bis 300 Rthlr. an. Ich zog meine Urkunde hervor, um diese Behauptung zu widerlegen. Sie war ihnen nicht unbekannt, und nun hörte ich das von ihnen, was ich „laute Klagen der Bürger" genannt habe. Darauf fragte ich einen, wozu denn diese Summen angewendet würden? Er antwortete verdrießlich: das wüßte Niemand; wer es empfinge, der steckte es in seine Tasche. Ich zuckte die Schultern hoch, und sah die andern an. Sie schwiegen, keiner widersprach, obgleich in einem Gespräch über eine andere Materie, das sie nachher unter sich hielten, weidlich gegen ihn

disputirt wurde. Mehr war mir als Fremden zu fragen nicht erlaubt, einen Inquisitor würde man nicht geduldet haben.

Aus dem, was ich so erfuhr, habe ich so geschrieben, und in das, was ich hörte, nichts eingemischt, als eine Anspielung auf den heil. Martin, der mit Aufopferung seines Rocks einen Nackten kleidet. Es ist möglich, daß ich hintergangen worden bin, man kann mir die Unwahrheit gesagt, meine Zeugen mögen die Sache selbst vielleicht nicht besser gewußt haben. Es steht zu untersuchen, ob ich recht daran that, daß ich auf Hörensagen nachschrieb. Zur nähern Beststellung der Punkte aber, worauf es ankommt, muß ich den Siegelbrief, den der Nordhäuser Senat in eine überall gelesene Zeitung wider mich einrücken lassen, ganz hieher setzen.

Hamburgisch unpartheiisch. Correspond. 5. Octob. 1793. No. 160.

„Es sind in dem nochlaufenden Jahre in „dem Bachmannischen und Gundermannischen Ver„lage zu Hamburg,

„Durchflüge durch Deutschland, die Nie-
„derlande und Frankreich, gedruckt bey
„Johann Peter Treder,

„erschienen, zu deren Verfasser ein gewisser Herr „von Heß von der Verlagshandlung in dem dem „ersten Theile derselben angebogenen Verzeichnisse „ihrer Verlags- und Commißionsbücher selbst be- „nannt wird, und dessen gleich anfänglich von „Gosler über den Harz zu Fuß gemachter Flug, „auch zu uns seine Richtung genommen haben „soll, und Gelegenheit zu einer auch unserer „Stadt darinnen zu Theil gewordenen Erwähnung „abgegeben habe."

„Wir sind nun zwar weit entfernt, uns über- „haupt mit dem Lobe oder Tadel unserer schreib- „seligen Zeiten und modemäßigen Bücherfabriken „im mindesten befassen, oder uns über die Gründ- „lichkeit solcher Bemerkungen, die im Fluge ge- „macht worden seyn oder werden möchten, ver- „breiten, oder aber besonders bey Aufzählung der „so mannigfaltigen Unrichtigkeiten und mehrerer „ins Kleinliche fallender Unwahrheiten, die sich „ernannter Herr Schriftsteller in diesen seinen „Durchflügen auch über die Verfassung und Be-

„schaffenheit unserer Reichsstadt und ihrer Ein-
„wohner hin und wieder hat zu Schulden kommen
„lassen, verweilen zu wollen, und würden alles
„dergleichen ganz ungerügt gelassen haben, wenn
„sich nicht darinnen bey Erwähnung des hiesigen
„Martin-Hospitals pag. 187, eine allzuwahr-
„heitswidrige Anschuldigung,

„als wenn die Herren Bursarien desselben
„die Kaufsummen, welche die aufzuneh-
„mende Pfründner zu zahlen hätten, in
„ihre eigne Cassen nähmen,

„ausgezeichnet, und solche für die Ehre der zeiti-
„gen Herren Ober-Vorsteher allzubeleidigend und
„kränkend wäre, als daß es uns zu verzeihen
„seyn würde, wenn wir das zu Widerlegung sol-
„cher mackelvollen Verunglimpfung von uns erfor-
„derte öffentliche Zeugniß verzögern, oder zurück-
„halten, und durch ein gleichgültiges Stillschwei-
„gen selbst mit beywürken wollten, daß selbige
„von vielleicht manchen entfernten Lesern des
„Buchs, für Wahrheit aufgenommen und ge-
„glaubt werden möchte."

„Je notorischer und allgemein bekannter nun „dahier ist, daß auch die jedesmalige Herren Bur„sarii des nur erwähnten Hospitals über dessen „Verwaltung, und ihre dabey habende Einnahme „und Ausgabe alljährlich behörige Rechnung bey „uns ablegen, und daß solche gleich andern öf„fentlichen Rechnungen der Revision der sowol „aus unsern Mitteln, als auch von Seiten un„serer Bürgerschaft erwählten und hierzu besonders „vereideten Revisoren übergeben werden, und je„mehr es vorzüglich auch in der gewissesten Wahr„heit beruhet, daß nur erwähnte Einkaufsgeld „der Pfründner in diesen Rechnungen, für das „Hospital selbst, in Rechnung kommen, nicht „aber in die eigne Cassen seiner Herren Ober„Vorsteher fließen; je weniger haben wir auch, „zu Aufdeckung dieser unwahren und injurieusen „Beschuldigung, und Vertilgung jedes Irrwahns „bey Auswärtigen und Fremden, die Wahrheit „vorerwähnten Umstände nach dem Anverlangen „der zeitigen Herren Bursarien des gedachten Hos„pitals hiedurch öffentlich zu versichern und allge„mein bekannt zu machen Anstand nehmen mögen „und können, auch daher gegenwärtiges darüber „wissentlich und wohlbedächtlich unter gewöhnlicher „Unterschrift und beygedrucktem öffentlichem Stadt„

„siegel in beglaubter Form ausfertigen lassen. Ge-
„geben Nordhausen, den 6ten September 1793.

(L. S.) Bürgermeistere und Rath der
Kaiserl. freyen Reichsstadt
Nordhausen.

Die aufmerksamen Leser sehen, nach Durchlesung dieses offenen Schreibens, ohne meine Erinnerung, 1) daß der Rath von Nordhausen in eigener Sache zeugt, 2) daß er einen sehr leidenschaftlichen Concipisten hat, 3) daß seine Sache bei weitem so gut nicht steht, als er sie, troz aller seiner kräftigen Canzeleiphrasen, zu stellen sucht.

Der Rath von Nordhausen ficht freilich nur gegen einen Schriftsteller: ein Corpus gegen ein Individuum. Das Uebergewicht ist also auf seiner Seite. Die Stadt Nordhausen, wo seine Beschlüsse gelten, wo man ihn achten und ihm glauben muß, ist ein ziemlich weiter Platz, und vermehrt sein Ansehn gewaltig, wenn es auf die Zahl der Fäuste ankommt. So viele Hände kann ich in meiner ganzen Bekanntschaft nicht aufbieten. Wenn ich in Nordhausen vor dem Rathhause stünde, mit allen meinen Bundesbrüdern und Mannen umgeben, und dem Rathe öffentlich Fehde entböte: so

würde derselbe kurzes Spiel mit mir haben. Ich würde entwaffnet und in Verhaft gebracht werden, meine Fehde mögte noch so gerecht seyn; und zwar von Rechtswegen, weil der Rath stärker als ich ist. Mit einem Kampfspiel dieser Art befasse ich mich nicht, und so lange die Archonten von Nordhausen, im Ton einer hohen Obrigkeit, wie zu einem Maleficanten, mit mir reden, so lange sind die Parteien einander nicht gewachsen. Sie ziehn eine Sache, die ich aus dem Munde ihrer Bürger dem Publikum anvertraut habe, vor ihr eigenes Forum, urtheilen darüber ab, behalten ihre Rationes hochstaatsgeheim für sich, und wollen sich, in den Mantel ihrer Würde gehüllt, das Ansehen geben, als ob sie völliges Recht auf ihrer Seite hätten.

Nicht so, ihr Bürgermeistere und Rathmänner von Nordhausen! Ihr seid nicht vor eurem eigenen Tribunal angeklagt, ihr seid nicht Richter und ich der Missethäter. Wir stehen beide vor dem Richtstuhl des Publikums, das euch so wenig, als mich, für unfehlbar erkennt. Wenn ihr von einem gewissen von Heß, dessen Flug seine Richtung zu euch genommen haben soll, ohne ihn zu kennen, so verkleinerlich und hochaufpochend aburtheilt: so giebt es dagegen Leute, die

freilich nicht in der Grafschaft Hohenstein wohnen, welche fragen: Wer denn einem gewissen Rath von Nordhausen die Befugniß ertheilt habe, seine thörichte Erbitterung auf einen freimüthigen Schriftsteller durch Grobheiten und Scheltworte, in einem öffentlichen Blatte, auszutoben?

Wenn man nicht besondere innere Ursachen hat, sich zu erboßen, so muß man es an dem ganzen Ton und Styl der angefochtenen Stelle meines Buchs sehen können, daß meine Absicht nicht war, eine „mackelvolle Verunglimpfung" auf die „Ehre der zeitigen Herren Ober-Vorsteher" zu werfen, noch eine „unwahre injurieuse Beschuldigung" auf irgend jemanden zu laden. Ich behaupte nichts aus eigener Erfahrung; ich habe um keine Pfründnerstelle im Martinsspital gefeilscht. Was ich anführe, das nehm ich aus den lauten Klagen der Bürger her. Selbst diese würde ich für übertriebene und mißvergnügte Beschwerden erklärt haben, wenn mich nicht die oben erwähnte Urkunde über ihre Rechtmäßigkeit eines Bessern belehrt hätte.

Einige Biedermänner stiften, zum Besten armer, kranker, unvermögender Leute, ein Spital. Ihre Absicht dabei ist, ihren leidenden Brüdern,

die sonst im Elende umkommen würden, Obdach, Unterhalt, und Pflege zu verschaffen. Dieses soll nicht allein, so lange die Stifter leben, geschehen; ihre wohlthätige Anstalt soll auch nach ihrem Tode fortdauern. Sie selbst aber sind sterblich. Da sie es sich Zeit, Mühe und Geld haben kosten lassen, die Anstalt zu errichten und in Gang zu bringen, so wünschen sie, daß die Unglücklichen, um deren willen sie sich so bemühen, nach ihrem Tode nicht darum betrogen werden. Alles, was sie zum Wohl derselben in ihrem letzten Willen verfügen mögen, wird mit der Zeit unter den Händen räuberischer, gewissenloser, Verwalter in Nichts zergehen, wenn nicht äussere Gewalt den guten Fortgang ihrer edelmüthigen Unternehmung beschützt. Sie wenden sich zu dem Endzweck an die Obrigkeit ihres Orts, trauen derselben Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Uneigennützigkeit genug zu, ihren Plan zu befolgen, und so vielen Elenden, als der Umfang der Stiftung zu enthalten vermag, unentgeldlich darin zu helfen. Die Obrigkeit verspricht ihnen, was sie wünschen, in gemessenen deutlichen Ausdrücken. Durch diese Zusage beruhigt, widmen die Biedermänner noch den Rest ihrer Tage der Sorgfalt auf ihre Stiftung, und werden zu ihren Vätern versammelt. Wer sie übrigens seyn mögen, ihr

Beispiel bleibt ein Muster für die Zukunft, und, so lange es noch Elende in ihrer Stadt giebt, eine Auffoderung für die nach ihnen lebenden Reichen, einen Theil ihres Vermögens auf ähnliche Art anzuwenden. Gift werde der Wein im Munde dessen, der einen Pfennig ihres Nachlasses seiner Begier opfert, und ihn dem Nothleidenden stiehlt, der einen Labetrunk dafür erhalten hätte!

Eine Reihe von Jahren vergeht. Die Urkunde bleibt aufbehalten, die Obrigkeit weiß ihre Pflichten. Auf einmal findet sichs, daß der Plan der ersten Stifter eine gewaltige Verrückung erlitten hat. Die Worte in dem Versprechen des Magistrats: „Man soll Niemand um Geld darin nehmen, oder Niemand eine Pfründe darin verkaufen," werden geradezu übertreten. Man nimmt Ausländer auf, die noch 200 Rthlr. wegzugeben haben. Man verkauft ihnen das Recht, Gaben zu geniessen, die umsonst, die denen verliehen werden sollten, welche „vor den Kirchen liegen und anderswo." Dies erfährt ein Fremder, erfährt es in der Stadt, wo auf solche Weise hausgehalten wird, selbst; es ist in dieser Stadt notorisch. Sein Herz fühlt das Häßliche der Handlung, Verdruß und Aerger kochen in ihm auf. Wer da hat, dem

wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird noch das genommen, was er hat. Traurige Wahrheit! sollst du auch so bei Spitälern Probe halten?

Der Fremde schreibt den Hergang der Sache in sein Taschenbuch. Er läßt einen Theil desselben nachher drucken. Soll er das Interessanteste daraus weglassen? Soll er die Gassensteine der Städte zählen, und über die moralische Beschaffenheit der Einwohner hinrutschen? Er soll Misbräuche nicht rügen? Misbräuche, die das Gefühl empören! — Aber wenn nun diese Misbräuche nicht da wären? Wenn er sich geirrt hätte? — Gut! So kratze sich der, den es juckt! Wirkliche Unwahrheiten zerfliessen von selbst!

Wohlweislich hat der Rath von Nordhausen den Hauptpunkt der Bürgerklage umschifft. Er läßt sich über die Rechtmäßigkeit des Ausfeilschens der Pfründnerstellen im Spital nicht ein, sagt nichts zu dessen Vertheidigung giebt es aber als wahr und richtig zu. Und kann sich doch so grob gegen einen Schriftsteller vergehen, kann von „allzuwahrheitswidrigen Anschuldigungen" reden, kann eine „unwahre und injurieuse Beschuldigung aufdecken" zu wollen vorgeben; er, in dessen Schoße

man solche Misbräuche aufzudecken gefunden hat! Er kann Splitter ausziehen wollen, er mit dem Balken! — O großer Balken! o Rath von Nordhausen!

Ich will diesem Beispiel nicht folgen, sondern frisch an den zweiten Punkt der Bürgerklage gehen, welcher vielleicht nicht so gegründet ist, als der vorige. Er besteht darin, daß „die Einkaufssummen der Ausländer, die ins Spital gelassen werden, in die Kassen der temporellen Vorsteher fallen.“ Ob ich hierin geirrt habe oder nicht, ist noch nicht ausgemacht. Ich habe diese Behauptung auf Hörensagen hingeschrieben, aber nicht auf blosses Hörensagen. Die Wahrheit der Sache war mir hypothetisch. War der erste Punkt, der baare Einkauf ins Spital, unrichtig, so fiel der zweite, nemlich die Simonie der Vorsteher, von selbst weg. Beide Nachrichten erhielt ich von Bürgern Nordhausens; eine nur wurde allgemeiner gegeben, als die andere. Wenn zwei Dinge zugleich berichtet werden, wovon das letzte eine moralische Folge des ersten ist: so hat man viele Ursache, dem letzten zu glauben, wenn sich das erste wahr befindet. Um mich hier verständlich zu machen, habe ich den Lesern oben etwas von meiner Theorie in Unter-

suchung historischer Thatsachen eröffnet. Hier nehme ich das dort Gesagte zu Hülfe.

Man vergesse nicht, daß beide Umstände mir als faktisch gegeben wurden. Man erinnere sich, daß ich nicht der Erfinder der letztern Nachricht bin, und daß diese bloß deswegen eine schwächere Stütze hat, als die erste, weil nicht eben so viele Zeugen sich mir dafür verbürget haben. Wäre mir die Sache unwahrscheinlich vorgekommen, so hätte ich sie unterdrückt. Ich erhielt durch einen Schluß eine stärkere Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit. Habe ich einen Fehlschluß gethan, kann man meine Ueberzeugung durch bündige Beweise anders lenken: gut! so widerrufe ich: ja, ich will in diesem Falle hiemit schon im Voraus widerrufen haben.

Vorausgesetzt also, was der Rath von Nordhausen selbst als wahr gelten läßt, man nimmt 2 bis 300 Rthlr. von Ausländern, die sich als Pfründner in das Martins-Spital einkaufen, ungeachtet der solches verbietenden Worte des Documents, so fragt sichs: Welche Gründe hat man, dieses zu thun? Das Spital ist für Arme und Kranke gestiftet. Dieser gehören so viele hinein, als man darin verpflegen kann. Sollte es in Nordhausen

heut zu Tage keine Kranke geben, die zu arm sind, um sich selbst mit Mitteln zu ihrer Genesung zu versehen? Man ist in Nordhausen wohlhabend und fleißig. Aber daß keine Nothleidende darin anzutreffen wären, wird man doch wol nicht behaupten. Sie wäre sonst die einzige Stadt in der Welt von dieser Art, und von solch einem Ruhme wäre gewiß schon vorher etwas ruchtbar geworden.

So lange es also noch Nothleidende in Nordhausen giebt, darf mit den Spitalstellen keine Verfügung getroffen werden, wodurch jenen das Geringste entzogen wird. Doch vielleicht melden sich die Nothleidenden nicht von selbst. Nun, so muß man sie aufsuchen. Wen das beneidenswerthe Loos getroffen hat, daß er über Wohlthaten schalten darf, die nicht aus seinem Kasten hervorgehen, der mag sich doch die so sehr dankbare Mühe geben, die Wohnungen des Elendes selbst oder durch seine Bekannte auszukundschaften. Wie die Sachen jetzt stehen, werden sich freilich keine Unglückliche melden. Aber ich rede hier von dem, wie es seyn sollte; nicht von dem, wie es leider wirklich ist.

Doch gesetzt auch einen sehr unwahrscheinlichen Fall, daß man in der That zur Zeit keine Elende

in Nordhausen antreffen könnte, die sich zu einer Stelle im Spital qualificirten; gesetzt, das dieser edeln Stiftung zufliessende Capital vermehrte sich so hoch, daß man die Zinsen wieder auf Zinsen legen müßte: so hätten die Verwalter des Hauses zwei Wege vor sich, ihrer Pflicht Genüge zu thun, und mit dem ihnen anvertrauten Pfunde menschenfreundlich und christlich zu wuchern. Der erste Weg würde seyn, daß sie nicht alle Hoffnung aufgäben, daß einmal eine Zeit erscheinen könnte, wo das Spital ihrer Vaterstadt nützlicher, als dermalen, wäre. Schätze für die Zukunft häufen, wovon die Elenden, die vielleicht noch nicht existiren, aber am Ende gewiß nicht ausbleiben werden, erquickt werden sollen, ist keine ganz unfruchtbare Beschäftigung, wenn es den Augenblick gerade nichts besseres zu thun giebt. Oder, wenn man so lange nicht warten wollte, so schlüge man den zweiten Weg ein. Dieser wäre, daß man, in Ermangelung reicher Ausbeute des Patriotismus, etwas vom kosmopolitischen System annähme, und eine gewisse Zahl Fremde, unter der Bedingung, daß sie arm und krank wären, durch das Versprechen ins Martinsspital lockte, daß sie darin verpflegt und geheilt werden sollten. Hiezu müßte man freilich die Verwarnung zufügen, daß,

wenn sich, während ihres Aufenthalts im Spital, einer oder mehrere nothleidende Nordhäuser fänden, die eigentlich den Vortritt vor ihnen haben sollten, die Gesundesten, Jüngsten und Wohlhabensten unter den Fremden wieder heimgeschickt werden, und den bessern Anspruch habenden Platz machen würden.

Den ersten Weg hat man nicht eingeschlagen. Dagegen ist man auf einem Nebenpfade vom zweiten Wege, der wirklich deswegen vorzuziehen ist, weil er die Wohlthaten weiter verstreut. Es ist edler, die übrigen Brocken dem zu geben, der hungrig vor der Thüre steht, als sie bis morgen aufzubewahren, wann den Geber selbst hungern wird. Edle Zwecke nur müssen durch edle Mittel erreicht werden. Du bist ein eigennütziger Wohlthäter, wenn du für deine Brocken den Bettler seine Taschen leeren heißt. Du giebst dann nicht mehr, du verkaufst; ja, du verkaufst wol gar in Hoffnung auf Gewinn. Du beraubst ja den Armen; und wenn nicht ihn, doch seine Erben, die, denen er es lieber hinterlassen hätte.

Ausländer an den Wohlthaten Nordhausens Theil nehmen zu lassen, wenn in der Stadt Niemand ist, der ihrer habhaft werden will, ist, wie

gesagt, der edlere Weg. Aber selbst unter den Ausländern muß eine Wahl getroffen werden. Je ärmer, je kränker einer ist, desto würdiger ist er eines Platzes im Spital. Denn, wenn nicht die Aermsten und Kränksten zuerst hinein sollten, bei wem wollte man die Auswahl anfangen? Für alle wäre das Martinsspital sicher zu klein. Nun giebt es ganz gewiß in Nordhausen Finanzkundige, welche nicht behaupten werden, daß jeder Kranke 200 Rthlr. im Vermögen hat, oder daß die ärmsten Leute immer noch 200 Rthlr. übrig haben. Die Aermsten, meint man außer Nordhausen, halten denjenigen noch für ungemein reich, der so viel Geld besitzt.

Leute von einem gewissen Vermögen werden also nur in das Martinsspital aufgenommen. Krank mögen sie seyn, aber sie sind nicht arm. Das Haus ist also kein Spital mehr, wenigstens kein der Stiftung gemäßes Spital, wenn es gleich noch den Namen führt. Es ist eine Art von Wett- oder Assecuranz-Comtoir; Anstalten, wobei, wie man weiß, der Unternehmer und die Einlegenden, beide Theile, zu gewinnen hoffen, und doch nur einer gewinnen kann. Es ist eine Finanz-Operation, sowohl von Seiten der Assecuranz, als des Assecurirten. Dieser legt

200 Rthlr. ein, weil er hofft, länger zu leben, als dieses Geld bei freiem Gebrauche vorhalten würde. Jene nimmt es an, in Hoffnung, Krankheit und veränderte Lebensart werde dem Assecurirten keine Frist lassen, den Werth seiner 200 Rthlr. ganz zu geniessen, und sie den Gewinn davon tragen. Das Interesse der Assecuranz ist der baldige Tod, der Vortheil des Assecurirten sein langes Leben. Die Assecuranz verspricht, ihm dieses für sein Geld zu fristen und zu erhalten, da doch sein Tod ihr Gewinn ist. Sie macht also einen zweideutigen Contract mit ihm, der vieles von der Art an sich hat, die man jesuitisch zu nennen pflegt; zumal da sie den leidenden Interessenten körperlich selbst besitzt.

Ich bin genöthigt, mir jetzt diese Begriffe von der Verwaltung des Martinsspitals zu machen, nachdem ich die Anerkenntnisse des Raths von Nordhausen in dem angeführten Zeitungsblatte selbst gelesen habe. Als ich jene Nachricht, die nun für falsch angegeben wird, hinschrieb, war ich aber weit entfernt, mir eine solche Beschaffenheit desselben nur träumen zu lassen. Ich hielt den Rath einer freien Reichsstadt nicht für einen solchen Despoten, für einen solchen Verächter seines gegebenen Worts. Keine Obrigkeit ist mehr, als ein solcher

Rath, gehalten, sein Versprechen strenge zu erfüllen, und ein wohlhergebrachtes Herkommen zu schützen. Auf dem Herkommen, auf der Treue zwischen ihm und seinen Bürgern, beruht ja seine ganze politische Existenz. Der Rath ist ja der oberste Vollstrecker der Vermächtnisse seiner Bürger. Welcher Bürger in Nordhausen kann sein Testament ruhig aufs Rathhaus bringen, wenn er sieht, daß die Vermächtniße seiner Vorfahren so schlecht respectirt werden?

Diese Inconsequenz von einem denkenden, sorgenden, bürgerlichen Senat konnte ich mir nicht einbilden. Mir ist keine Urkunde vorgekommen, worin die stiftungsmäßige Verfassung des Martinsspitals umgestoßen wäre. Eine solche Verordnung, wenn sie auch wirklich existirte, hätte auch der Rath nicht, ohne Zuziehung der Bürgerschaft, nicht ohne triftige Gründe dieser Veränderung anzugeben, abfassen dürfen. Schwerlich hätten die Bürger ihre Einwilligung dazu ertheilt, weil die Veränderung dem Staate offenbar nachtheilig ist. Weil ich nun dergleichen, mir allzu nichtig scheinende, Voraussetzungen nicht zu machen befugt war: so hielt ich die Sache für ein Werk der Finsterniß, ohne sie jetzt, nachdem man mich mit ziemlich har-

ter Art hat aufklären wollen, mehr, als vorher, für ein Werk des Lichts anzusehen.

Oben hab ich gesagt, daß sich, nach dem Maaß gewußter Dinge, das Urtheil eines Jeden über die Zuläßigkeit des Möglichen bestimme. Nun weiß ich leider Oerter, wo ein Unglücklicher, um sich die Pforte eines Armenhauses öffnen zu lassen vorher einen, auch wohl mehrere Officianten desselben mit Geld bestechen muß, damit sie bei den Administratoren einen günstigen Bericht von ihm abstatten. Ein niederträchtiger Mißbrauch, den diese Menschen von ihrer Stelle machen, der aber durch die Länge der Zeit eine solche Weihe gewinnt, daß er am Ende als ein unerläßliches Opfer betrachtet, und der Betteltihaler aus der Hand der Elenden einem neuen Officianten wohl gar bei seiner Bestallung als Accidens zugerechnet wird. Ich rede hier von Unterbeamten. Was aber von ihnen gilt, findet manchmal auch Anwendung bei höhern. Tugenden und Laster sind keinem Stande ausschließlich eigen. Es giebt Lakeien, denen ein Sollicitant die Hände versilbern muß, bevor er zu ihrem Herrn gelassen wird. Hat man nie von Ministern gehört, die die Gunst ihres Fürsten ausfeilschen? von Richtern, die das Recht verkaufen? von Päbsten, die den Himmel

für Geld aufschließen? Weiß man nicht, daß in gewissen großen Ländern weder Gunst, noch Brodt, noch Ehre, noch Recht zu erhalten sind, wenn man sie nicht baar bezahlen kann? und daß dies keinesweges verheimlicht, sondern als allgemein bekannt angenommen wird? Wobei man sich höchstens nur mit guter Manier zu benehmen hat; das heißt: Man muß die Schande nicht mit dem schändlichen Namen belegen. Wenn nun dem so ist, so wird es doch auch wol Hospitalverwalter geben, die dem berühmten Manuel Ordonez gleichen, der die Spitäler in Valladolid unter seiner Aufsicht hatte. „N'ayant en vue que le bien des pauvres, il „s'y est attaché avec un zèle infatigable. Aussi „ses soins ne sont-ils pas demeurés sans re„compense, tout lui a prospéré. Quelle bé„nédiction! il s'est enrichi en faisant les af„faires des pauvres."

Man muß doch ein hämisches Gedächtniß haben, daß einem solche Dinge zu einer Zeit beifallen, wo nicht vom Allgemeinen, sondern vom Besondern, vom Spital in Nordhausen, von dessen Verwaltern, die Rede ist. — Nein, Leser, das ist der Fall nicht. Man erinnere sich noch einmal, daß alles, was ich bisher gesagt habe, nur gesagt ist,

um die Möglichkeit, oder, wenn man will, die Wahrscheinlichkeit der mir als Factum gegebenen Behauptung, „daß das für die Spitalstellen bezahlte Geld in die Kasten der Vorsteher falle,“ zu beweisen. Wenn ich nebenher, wenn ich im Laufe meiner Erweise noch andre misfällige Dinge erhärtet habe, so kann ich nicht davor, der Rath von Nordhausen hat mich aufgefordert. Wenn oft besagte Nachricht wirklich falsch ist, so hat diesmal gerade das Unwahrscheinlichste Statt gefunden; Etwas, das ich zur Ehre von Nordhausen, zur Ehre des Senats dieses Orts, nicht für statthaft hielt.

Was die „Ehre der zeitigen Herren Obervorsteher“ betrifft, so habe ich an derselben nichts zu vermehren noch zu vermindern. Ich kenne sie nicht, bin nie Willens gewesen, von ihnen zu behaupten, daß sie sich bestechen liessen. Ich habe nicht von einer That, sondern von einem Misbrauch zu reden gemeint. Von einem alten Misbrauch, den diese Herren etwa deswegen fortsetzen mögten, weil sie ihre Vorweser nicht verunehren, und ihre Nachkommen nicht beeinträchtigen wollten. Es ist ja nichts gemeiner, als die Ausrede: man wisse wol, daß dies oder jenes nicht recht sey; man mache es nur mit, damit die Gerechtsamen für die Nach-

kommen erhalten werden. Der erste Beispielgeber that Unrecht; die übrigen sind nur — Nachfolger. Es ist kein Raub mehr; es ist bloß ein — Accidens.

Noch eins! Gesetzt, die ganze Nachricht wäre unwahr, wäre bloß aus der Luft gegriffen; mein Beweis wäre einseitig geführt, und ich hätte den Punkt, worauf es ankommt, nicht gefaßt; es gäbe von mir nicht eingesehene Ursachen, die die Bursarien, und den gesammten Rath bewögen, mit dem Spital gerade so, und zwar so mit Recht zu verfahren: gut! so wird der Rath deswegen, weil er Recht hat, von seinen Bürgern nicht verkannt seyn wollen. Er wird nicht wollen, daß eine dem Staate Nordhausen nicht zur Ehre gereichende, unwahre Nachricht gedruckt steht, die sich doch einmal von der 186 Seite des ersten Bandes der Durchflüge nicht wegwischen läßt. Er wird eine Schrift von der Beschaffenheit des Martinsspitals ins Publikum geben; dieses wird die Nothwendigkeit der mit demselben geschehenen Verwandlung einsehen; es wird einsehen, wie uneigennützig die Vorsteher desselben von jeher gehandelt haben. Beiläufig wird man, etwan in Anmerkungen, oder in einem kleinen Nachtrage, die „so mannigfaltigen

Unrichtigkeiten und mehrere ins Kleinliche fallenden Unwahrheiten," aufzählen können, die mir aus Mangel hinlänglicher Nachrichten oder aus menschlicher Schwachheit über jene Stadt entwischt sind. Der Rath stelle sich unsere fleißigen Geographen und Statistiker in aller Rastlosigkeit vor, wie sie jedes gedruckte Buch, worin etwas von einer fernhin wenig bekannten Stadt zu finden ist, begierig ergreifen, ausschreiben, und in ihre Manuscripte eintragen. Wie leicht kann eine der nächsten Messen ein statistisches Werk ausgehen lassen, worin die Anzahl der Schweine oder der Branntweinblasen in Nordhausen nicht richtig angegeben wäre! Dergleichen Unrichtigkeiten wandern aus einer Statistik in die andere, und werden wol gar verewigt, wenn nicht ein besserer Kenner der Sachen schnell hervortritt, und dem Irrthum den Mund stopft. Das Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung wird das Daseyn dieser zu erwartenden Aufklärungsschrift E. E. Raths von Nordhausen gebührend anzeigen, und ich mir es dann zu verschaffen wissen. Oder, wenn dieses nicht geschähe, so werde ich, bei meinem nächsten Besuche in Nordhausen, sie an Ort und Stelle selbst antreffen, und, nach recht scharfer Untersuchung, wozu sie sich von meiner Seite ein unanfechtbares Recht erworben hat, die Resul-

tate meiner Ueberzeugung meinen Lesern mit aller der Treuherzigkeit eines Schriftstellers vorlegen, der sich als einen Menschen charakterisirt hat, und mit keiner wohlbewiesenen Wahrheit in Widerspruch leben will. Auf Queer- und Seitenflüge kommt es mir nicht an; das habe ich schon gezeigt. Aber bündiger als bisher, Rath von Nordhausen, bündiger! Und, wenn das in einer Schrift „von beglaubter Form" thulich ist, auch manierlicher!

IV.

Mühlhausen.

Nun sind mir die Füße wieder leicht, und ich mögte, wie Merkur, mit geschwingten Schuhen weiter fliegen, wenn ich nicht in ein feistes Erdreich gerathen wäre, wo man jeden Augenblick stecken bleibt, und sich selbst über seine affektirte Behendigkeit auslachen muß. Von dem Flecken Schlotheim und dessen Besitzer hab ich schon S. 216. des ersten Bandes geredet; der Weg von Ebenleben auf Mühlhausen geht durch Schlotheim. Von hier bis zur Stadt sind nur zwei kleine, aber recht saure Meilen. Der Weg führt durch einen fetten, weichen Lehmboden, der größtentheils Bergan geht. Ueberall genießt man eine freie, weite Ansicht über reiche Saaten, die durch weniger Wiesen unterbrochen

werden. Sonst hat die Gegend nichts, was das Auge anziehen, die Einbildungskraft reitzen kann. Es ist ein einfacher, von der Natur gesegneter, durch den Fleiß der Menschen überall bebauter ebener Landstrich.

Die Stadt Mühlhausen liegt auf einer kleinen Anhöhe, die in Süden mit dem platten Lande gleich läuft.

Ihre Figur ist rund. Sie ist mit einer Mauer umgeben, mit sieben Thoren durchschnitten, die mit Graben und Wällen nach alter Art bevestigt sind. Die Unstrut, welche im Eichsfelde beim Dorfe Käferhausen entspringt, theilt sich vor der Stadt in zwei Arme, welche hinter der Vorstadt St. Georg wieder zusammenfließen. Die Stadt ist nicht übel gebaut, ein Theil der Gassen ist breit, aber nicht regelmäßig. Die Häuser sind mit unter modern genug. Das Ganze macht eine ziemlich heitere Mine. In der Ferne prangt der Ort mit seinen dreizehn Kirchenthürmen weit her. Die Stadt wird reinlich gehalten. Die Policei ist in diesem, wie in mehrern Fällen, nicht schlecht. Mehrere gute Policei-Verordnungen sind da, und was noch besser ist, wer-

den befolgt. So hängt z. B. alle Vormittag von 8 bis 10 Uhr eine Fahne (hier Panier genannt) an der Haupt-Kirche St Blasii. So lange dieselbe aushängt, darf niemand aufkaufen, noch für Fremde einkaufen.

In der Stadt und ihren fünf Vorstädten mögen 1200 Feuerstellen, und fast so viel in dem der Stadt gehörigen Gebiet seyn. Ueber 7000 Einwohner wohnen in Mühlhausen nicht. Unter diesen sind viele Rasch- Flanell und Boy-Macher; mehr Färber und Drucker. In vorigen Zeiten war der Tuchhandel von hieraus sehr wichtig. Mühlhausen ward seiner Tücher willen einst in den Hansebund aufgenommen. Mit dem Verfall der Hanse ging auch dieser Handelszweig verloren. Doch erhielten sich die Tuchmacher eine Zeitlang, und noch von 1600 bis 1617 wurden 55344 Stück Tuch in Mühlhausen fabricirt. Die bunten schwaneboyenen Röcke, welche man die Bäuerinnen und Mägde durch ganz Ober-Sachsen tragen sieht, werden im Eichsfelde gewebt, hier gefärbt und bedruckt. Auch führt die Stadt einen beträchtlichen Kornhandel. Ein großer Theil des gesegneten Ober-Sachsens bringt sein Getreide hieher; von wo es bis Wanfried zur Achse, von

da auf der Werre in die Weser nach Bremen u. s. w. verfahren wird. Dieser Handel gab den Reichthum an einige für Mühlhausen sehr angesehene Kaufleute, unter welchen die Lamprechts, Hagebruchs, und Lutterodts besonders zu zählen sind. Der letztere Name ist sechs Vettern eigen, deren Vermögen man auf eine Million Gulden schätzt.

In den vielen Kirchen findet sich nichts bemerkenswerthes, sie sind von Bildern und Verzierungen ziemlich leer. In der Jacobi-Kirche hängt an einer Kette eine Ribbe, die einige Ellen lang ist. Es heißt, sie sei in dem Felsen gefunden, auf welchem die Kirche erbaut steht. Die Kirchhöfe hingegen sind auffallend. Sie gleichen in der Ferne den bunten Blumenbeeten altdeutscher Gärten. Jeder Grabhügel ist mit einem Myrtenkranze oder einer buchsbaumenen Pyramide bepflanzt. An diesen sind von den Händen der Freundschaft alle Arten seidene Bänder geknüpft. Der größte Theil derer, die ich sah, war aus sanften, verträglichen Farben zusammengesetzt. Auf den niedern Hügeln der Armen flattert nur hie und da ein schwarzes Läppchen. So spielend der Ernst hier auch erscheint, und wie kleinlich

schattirt die Freundschaft in diesen Tändeleien auch durchblicken mag, so weckte doch das Sonderbare und Neue des Anblicks bei mir traurig süsse Empfindungen über das fliehende Leben des Menschen hervor. So ein dem Tode geweihter Fleck, umgeben von seiner Gräberstille, gießt stillen Frieden in die unangespannte Seele. Leben und Verwesung genießen hier einander in wechselseitiger Ruhe. Allen schenkt das Grab den Frieden, dem, der ihn unter den Menschen nicht fand, wie dem, der ihn den Menschen versagte. Nur das Grab belehrt den Weisen mit mathematischer Gewißheit, wo sich Träume von Wahrheit scheiden; es stellt die zerstörte Einigkeit in der Seele des armen Wahnsinnigen wieder her. Auf dem Kirchhofe lößt sich das disharmonischste Leben in reine Accorde auf.

Die Stadt hat mehrere Spitäler und milde Stiftungen. Der Brückenhof (einst ein Kloster der Marien Magdalenen) hat über 70 Morgen Landes Eigenthum; das Antonii, Margarethen und Jocobi-Hospital, und der Aemilien-Hof. Diese Stifte werden größtentheils von Pfründnern bewohnt. Unter der kaiserlichen Commission von 1757 ward ausgemacht, daß keine Pfründner

mehr angenommen werden sollten, und daß der Rath dahin zu sehen habe: „daß die Einkommen „der Stifte nicht bloß von Pfründnern verzehrt „würden, sondern zur Versorgung von Hausar„men und dürftigen Personen verwandt werden „sollten.

Die Regierung der Stadt ist in den Händen des innern und äussern Raths.

Der innere Rath besteht aus vier Bürgermeistern, von welchen zwei Literati, zwei Mechanici (Kaufleute oder Handwerker) und zwei und zwanzig Rathsherren, von welchen vierzehn Gelehrte, acht Handwerker sind. Dieser Senat theilt sich in das regierende und zweite Collegium, d. h. nur zwei Bürgermeister und eilf Rathsherrn führen das Regiment, und wechseln jährlich mit dem zweiten Collegium ab. Die regierende Raths-Hälfte übt die executive Gewalt, und handhabt alle Gemeinde-Sachen. Sie verleiht das Bürgerrecht, nimmt neue Stadtbediente an, bestellt Vormünder, Schultheisen u. s. w. In allen schweren und bedenklichen Fällen, wo das Wohl des Staats in Erwägung kommt, bei Gebung neuer, Bestätigung alter, Gesetze und

Verordnungen; bei neuen Auflagen und Abgaben, Anlegung neuer Wege und Triften; bei den Rathswahlen, Ernennung eines Stadtofficianten, Pfarrers, Schullehrers; bei Anordnung von Dankfesten, Bettagen, muß das zweite Raths-collegium zur Mitberathschlagung gezogen werden.

Der äussere Rath besteht aus einem Director und zwölf aus den Bürgern genommenen Mitgliedern. Ohne Zustimmung des äussern Raths soll kein Geld von den innern Räthen aufgenommen, oder ausser den gewöhnlichen Ausgaben verwandt werden. (Dies hat 1757 einige Einschränkung gelitten.) Bei Ablegung der Stadt-Rechnungen wird der äussere Rath mit zugezogen. Die Statuten können ohne Zustimmung des äussern Raths nicht revidirt noch geändert, vielweniger neue gemacht werden. Bei allen neuen Belastungen, sowol des einzelnen Bürgers als des Ganzen; bei Vergleichen und Verhandlungen mit Auswärtigen; bei Aufhebung oder Veränderung eines allgemeinen bürgerlichen Privilegiums; Errichtung einer neuen Innung; bei Erlassung von Pachten, Veräusserungen von Gemeinde-Gütern; bei Gehaltserhöhungen, Ertheilung von Gnadengehalten; bei allen Arten fremder Vergleiche; Uebernehmung

des Stadt-Contingents, ist des äussern Raths Zustimmung nothwendig, und ohne dieselbe für die Stadt nicht verbindlich. Bei einer in diesem Rath entstandenen Vacanz, schlägt der Director drei, die sämmtlichen Mitglieder zwei Candidaten vor. Aus diesen fünf wählt der innere Rath und besetzt die vacante Stelle. Der Candidat muß Bürger und dreißig Jahr alt seyn, auch 50 unbeschwerte Mark zu verschossen haben. Der Director wird aus vier vom äussern Rath vorgeschlagenen Candidaten ebenfalls vom innern Rath erwählt. Dies ist ein sehr ehrenvolles, wichtiges Amt in Mühlhausen. Er ist der Consulent der Bürgerschaft. Von seinem guten oder bösen Willen, seinen Fähigkeiten oder seiner Eingeschränktheit, hängt Wohl, Friede und Gerechtigkeit in der Stadt größtentheils ab. Der jetzige (1789) soll ein schwacher Mann seyn, durch den die Bürgerschaft, bei den letzten Mishelligkeiten, mehrere ihrer alten Rechte eingebüßt hat. Schlimm für die Stadt ist es, daß die Mitglieder des äussern Rathskollegiums, welches die Bürgerschaft repräsentirt, in den innern Rath gewählt werden können, und entweder sich so fügen und schmiegen, daß man sie aus Dankbarkeit wählen muß, oder auch, wenn sie sich sehr wachsam zeigen, aus

andern Gründen herausgewählt werden. Sämmtliche zwölf Mitglieder dieses äußern Raths genießen jährlich 400 Fl. Gehalt, also jeder besonders nicht einmal so viel als ein Rathsdiener, der mit 32 Rthlr. 19½ Groschen bezahlt wird. Die Wittwe eines äussern Rathsgliedes bekömmt jährlich drei Schock Reißholz, die Hälfte des Witthums einer innern Raths-Wittwe.

Der innere Rath wählt sich selber. Der regierende Bürgermeister schlägt innerhalb acht Tagen nach einer Vacanz drei Subjecte vor, aus diesen wählt die Mehrheit der Stimmen. Der zu Erwählende muß aus einem rechten Ehebette, von Eltern, die ihre Ehre und Treue kais. Majest. und dem Reiche, dem Rathe und gemeiner Stadt gehalten haben, gebohren seyn, dreißig Jahre zurückgelegt haben, wenigstens fünf Jahre Bürger gewesen seyn, an unbeschwerten Mitteln 80 Mark zu verschossen haben. Die von der Literatur — eine spaßliche Benennung für Rechtsgelehrte — müssen drei Jahre auf Universitäten zugebracht, die von den Handwerkern aber so lange zehn Meilen weit ausserhalb der Stadt auf ihr Handwerk gereist, oder in andern „honetten

Diensten zu Wasser oder zu Lande" sich geschickt gemacht haben.

Der Gehalt des Worthaltenden Bürgermeisters ist 500 Reichs-Gulden. Der zweite hat 400 Fl. Der Bürgermeister von der Innung, der am Regimente ist, hat 250 Fl. Der andere 200 Fl. Ein Senator von der Literatur im Regiment hat 150 Fl. von der Innung 100 Fl. Die ausser dem Regiment genießen 75 Fl. Noch bekömmt der Worthabende Bürgermeister 10 Klafter Holz, 12 Schock Reißig, Geschenke an Fischen, Schutzgeld von den Juden, und andere ansehnliche Sporteln. Ein Senator hat drei Klafter, 6 Schock Reißig.

Diese Regiments-Verfassung besteht erst seit 1757. Schon mehreremale hat Mühlhausen mit seinem Magistrat in Zwisten gelebt, die sich gewöhnlich durch eine kais. Commission, und in dem Verluste einiger bürgerlichen Freiheiten auflößten. 1642 bestand der Rath noch aus zwei und siebenzig Mitgliedern. Ueber die schlechte Handhabung der Policei und die ungleiche Austheilung der Kriegssteuren entstanden so laute Mishelligkeiten, daß sich eine kais. Commission ins Mittel

schlagen mußte. Diese reducirte den Rath auf acht und vierzig Glieder, von welchen die eine Hälfte aus den Gelehrten und Gemeinden, die andere aus dem Handwerksstande genommen werden sollte. Diese waren in drei Räthe getheilt, die alle Jahre im Regimente abwechselten. Wer sich vom regierenden Rathe beschwert glaubte, konnte an die gemeinschaftlichen Räthe appelliren. In diesem Receß ward dem Rathe das bishergenossene Privilegium, ausschließlich den Wein, Rheinschen Branntewein und Eisenhandel zu führen, bestätigt. In einem Nebenrecesse ward festgesetzt, daß jedes Rathsglied, welches ohne Amt wäre, aus der Stadtkammer eine billige Ergötzlichkeit zu geniessen haben sollte. Dieser Nebenreceß ward in Gotha gemacht, und kostet der Stadt 1200 Rthlr.

1732 entstanden neue Streitigkeiten, die mit wachsender Heftigkeit bis 1735 fortschritten. Eine Hauptursache gab die Benennung, welche sich der Rath in seinen Anschlägen und Aufrufen erlaubt hatte, indem er die Mühlhäuser *unsere Bürger* und Unterthanen anredete. Dieser Streit ward durch eine kaiserl. Commission zu Gunsten der Bürgerschaft geendigt. Der Rath mußte sich in seinen Verhandlungen jener herrischen Ausdrücke

enthalten und an deren Statt Bürger und Einwohner setzen. Die Bürger hatten nur 80 Aecker Unterholz zum Nießbrauch besessen, jetzt würden ihnen 1100 Aecker zugetheilt. Drei Bürgerliche, die ausser aller Verbindung mit dem Rathe standen, wurden ernannt, vor welchen Rath und Kammer jährlich vom 1sten Mai bis zum letzten Julius Rechnung abzulegen haben. Auch ward der Zeit festgesetzt, daß 36 Bürger aus den vier Vierteln der Stadt hinfort die Bürgerschaft zu repräsentiren hätten. Sie wurden von den Bürgern erwählt, und mußten wenigstens 30 Mark zu verschossen haben. Der Stadt-Consulent rief sie bei Angelegenheiten des Staats zusammen, ein Notarius führte das Protocoll, sammlete die Stimmen, und zog das Resultat, welches der Consulent dem Rathe überbringen mußte. Der Consulent ward von der Bürgerschaft allein erwählt, von der Stadt-Kammer auf gleichen Fuß mit dem Syndicus bezahlt; er stand, ohne vom Rath exempt zu seyn, unter besonderm kaiserl. Schutz. Er hatte kein Votum, sondern gab bloß den Ausschlag, wenn die Stimmen gleich getheilt waren. Er glich hierinnen dem Könige von Schweden vor dem 19ten August 1772 im Reichsrathe.

Seit 1757, wo neue Mishelligkeiten zwischen Rath und Bürgern ausbrachen, hat sich obiges in mehreren Dingen zum Nachtheil geändert. So kann z. B. die geheime Deputation Geld verwenden und aufborgen, ohne es vorher dem äussern Rath anzuzeigen, nur bei Ausstellung von Schuldverschreibungen hat der Stadt-Consulent ein Votum negativum. Auch kann der regierende Rath die Ordinationes repentinas abändern und vornehmen, wie er will, ohne daß sich der äussere Rath darin zu mischen hat, der überhaupt nicht mit zum Stadtregiment, sondern bloß zur Warnung des Schadens bestellt, und sich nur auf Zusammenberufung des regierenden Bürgermeisters versammlet.

Das Stadt-Gericht besteht aus drei Senatoren von der Literatur, einem Actuarius und einem Copisten. Vor dasselbe gehören alle Civil- und Schuld-Sachen. In einer Schuldforderung unter 50 Fl. darf nicht schriftlich verhandelt werden. Vom Stadtgerichte können die Parteien an den regierenden Rath appelliren, von wo aus an die Reichsgerichte gegangen werden kann, selbst wenn der Rath auch Zweifel hegte, ob die Sache ratione Summae appellabel sey; nur muß der Appellant

mit einem Eide erhärten, daß er lieber 400 Rthlr. aus seinen Mitteln entbehren, oder nicht gewinnen, als das wider ihn gesprochene Urtheil die Kraft Rechtens ergreiffen lassen wolle.

Alle peinliche Sachen gehören vor das Semner-Amt, das aus dem Syndicus, zwei Senatoren von der Mechanik (wie man's nennt), und dem Stadtschreiber besteht. Der Missethäter kann sich einen Advocaten zum Defensor wählen, dem das Semner-Amt ein Honorarium in Verhältniß seiner Arbeit reicht. Sind die Acten geschlossen, so werden solche in Gegenwart des Defensors und eines Freundes des Inquisiten inrotulirt, versiegelt und ohne alle nebenseitige Empfehlung an eine auswärtige Juristen-Facultät versandt, deren Urtheil unabgeändert an dem Verbrecher vollstreckt wird. In der neuen Proceßordnung von 1750 finden sich in dem Theile, der die peinlichen Sachen abhandelt, viele menschenfreundliche Winke und Vorschriften, durch welche sich die Verfasser dem Andenken ihrer Nachkommen theuer gemacht haben. So heißt es unter andern in dem Abschnitte, die Special-Inquisition betreffend: „Der Concipient der Inquisitions-Artikel, soll bei derselben Aufsetzung nicht „allein dahin bedacht seyn, wie er pertinenter et

„concidenter und so viel möglich kürzlich dieselbe „abfassen, sondern auch, wie er dasjenige „darinnen mit begreifen möge, was zu „des Gefangenen Defension und Un- „schulds-Erweisung dienen kann.“ Und weiter hin: „Die Antwort des Inquisiten soll „unser Stadtschreiber von Wort zu Wort, wie „sie dem Inquisiten aus dem Munde ge- „fallen, ad protocollum setzen.“ Wenn doch alle Stadt- und Amts-Schreiber, Actuarien, Gerichts-Vögte und Protocollisten, ohne Unterscheid und Ausrede angehalten würden, ihrer Pflicht bloß buchstäblich nachzukommen, und nicht die Ausdrücke des unglücklichen Thoren, der noch dazu oft auf ihre Querfragen eine schiefe Antwort giebt, die ihm ohne sein Verschulden schaden kann, nach ihrer eingeschränkten Deutungsgabe umzumodeln, und ihn sagen zu lassen, was ihnen gut dünkt! So will es die strenge Gerechtigkeit, nicht bloß die Menschenliebe, die auch dem gröbsten Missethäter Nachsicht gewährt.

Ueber das Wohnen der Juden in der Stadt ist zwischen Rath und Bürgern mehrmals Streit gewesen. Jetzt kann ein Jude gegen jährliche Zahlung von 30 Rthlr. Schutzgeld an den regierenden Bürgermeister hier wohnen. Zufolge eines Ver-

gleichs von 1730 zwischen Rath und Bürgern über die Juden, sind diese verbunden, so oft als es begehrt wird, dem Magistrat Gelder zu 6 p. Ct. vorzuschiessen. Dieser Vergleich ist von zwei Juden mit unterschrieben.

Unter den vielen Deutschen Städten, die im Mittelalter ihre christliche Gewalt henkermäßig gegen die armen Emigranten aus Palästina gemißbraucht haben, befindet sich auch Mühlhausen. So wurden im Jahre 1349 alle darin lebende Israeliten umgebracht. Die Pest wüthete der Zeit im Thüringer Lande. Die Geistlichkeit überredete das Volk, die Juden, welch esich zu ihrem nicht geringen Aerger zu vermehren anfingen, hätten die Brunnen des Landes vergiftet. Dies war die Losung zum allgemeinen Juden-Morde. Sie wurden entweder verbrannt oder ersäuft. Keiner blieb übrig. Friedrich, Markgraf zu Thüringen, lud durch nachstehendes Schreiben die Stadt Mühlhausen zu dieser fürstlichen That ein:

Frydrich Marchio Misnensis.

„Ihr Rathsmeister und Rath der Stadt „Mühlhausen, wysset, daß wir alle unsre Juden „haben lassen bornen, alse wit als unsre Lande

„syn, umme de grosse Bosheid, dy sy an der
„Chrystenheit han gethan, wan sy die Chrystenheit
„gar wollen tod han, mit Vergift dy sy in alle
„Borne geworfen han, dessen wir gentlich Verkund
„davon haben, dat dat war ist. Darum rathen
„wir uch, daß ir uwer Joden lasset toden, Got-
„te zu lobe, daß die Chrystenheit noch nicht ge-
„schwächt von In werde. Was uch darumme an-
„liegt, daß willen wir kan unzerme Herren, dem
„Könige, und gen alle Herren abwennen, auch
„wysset, daß wir Heinrich Schwetzen, unsern Vogd
„von Saltza zu uch senden, der soll über uwer Joden
„klagen, umme dy vorgenannte Bosheid, dy sy
„an der Christenheit gethan haben, darum byten
„wir uch absetlichen, daß ihr deme Rechts haltet
„über sy, daß wollen wir sonderlich umme uch
„verdienen, gegeben zu Ysenach an den Sonna-
„bend nach Sanct Walburgs Tage unter unserm
„hegmelichen Yngesiegel.“

Durch dieses und anderweitige Vorkehrungsmittel, wurden die Juden großentheils in Deutschland auf- gerieben, aber nicht ganz ausgerottet. Mehrere Städte und Fürsten hatten sich begnügt, sie zu ver- weisen, um auf diese Art die ihnen von Juden dargestreckten Summen durch eine blutige Durch-

streichung abzutragen. Der immer arme Wenzel, welcher Deutschland zu der Zeit regierte, sah in diesen Plünderungen ein gutes Mittel, Geld zu machen. Unter dem Vorwande, daß die Juden immer ein Regale der Kaiser ausgemacht hätten, trat er mit den Ständen des Reichs über diese Unglücklichen in Handel. Er verkaufte sie Provinzen- und Kreis-Weise. Der Fränkische Kreis erstand 1390 von Wenzel das Recht, daß alle Herren und Städte, die an Juden schuldig wären, weder Hauptstuhl noch Gesuch zu zahlen verbunden seyn sollten; auch sollten die Juden alle Pfänder und Schuldverschreibungen unentgeltlich zurückliefern; alle Briefe und Obligationen, so die Juden verhalten würden, sollten hiemit getödtet und unkräftig seyn, und welcher Fürst, Ritter und Knecht wider die Juden nicht verhelfen wollte, den sollte man für einen Räuber halten, und sollte der Landfriede gegen ihn richten, wie gegen Räuber und Uebelthäter. Für diese schändlichen Rechte zahlte der Fränkische Kreis an Wenzel 85000 Gulden, zu welchen der Bischof zu Würzburg 15000, der Graf von Oettingen 15000, die freie Reichs-Stadt Nürnberg 4000, Rothenburg 1000, Schweinfurt 200, Windsheim und Weissenburg, jede 100 Gulden erlegten. Um wieder zu diesem Gelde zu kom-

men, mußten die Privatleute, welche auf diese Art von einer Schuld gegen die Juden frei geworden waren, 30 Gulden von jeden 100 abquitirten Gulden dem Staat einliefern. Der Rath von Nürnberg gewann auf diese Weise 44000 Gulden über seine Auslage.

Mühlhausen hat mehrere male durch Feuersbrünste gelitten. 1540 brannte der Ort zum Theil ab. Es waren Mordbrenner, welche die Städte des evangelischen Deutschlands zu verwüsten strebten; man zählte ihrer allein in Thüringen 340. Ob die angehenden Evangelischen es erfunden haben, um das Volk gegen den Pabst in grössere Wuth zu bringen, oder ob wirklich die Sage wahr seyn mag, daß diese Mordbrenner im Dienste des heiligen Vaters standen, wird wohl schwer auszumachen seyn. Unter mehrern zusammentreffenden Umständen, die das letztere wenigstens nicht unwahrscheinlich machen, gehört auch nachstehender Brief, welchen Doktor P. Ribaldus aus Rom 1541 am Tage Petri und Pauli an seinen Brüder C. Ribaldus in Nürnberg schrieb.

„Ich weiß dir, lieber Bruder, nichts Neu„es zu schreiben, denn daß Päbstliche Heiligkeit,

„mit Rath und Hülfe der Cardinäle, Bischöfe „und anderer Geistlichen, weiß nicht wie viel „tausend Ducaten ins Deutschland geschickt hat, „damit man böse verwegene Leute, die gern Geld „hätten, und nicht arbeiten wollen noch mögen, „auch zum Theil die der lutherischen Religion feind „sind, dinge und bestelle, die lutherischen Städ„te zu verbrennen. Denn Päbstliche Heiligkeit „hat ein grosses Mitleiden mit den deutschen Sün„den, welche auf keine bessere Weise auszutilgen „sind, denn durch Feuer. Zu dem auch Päbst„liche Heiligkeit von Alters her gewohnt ist, die „Ketzer mit Feuer zu verbrennen.“

Das Bekenntniß der mehrsten ertappten Mordbrenner stimmte darin überein, daß sie Geld zur Verbrennung der evangelischen Städte empfangen hätten. Dies bewog die Stände der Augsburgischen Confession, unterm 13ten Mai 1541 den Kaiser schriftlich zu ersuchen, die vornehmen Anstifter dieser Greuel auszufinden und zu bestrafen. In dieser Schrift ist Herzog Heinrich von Braunschweig namentlich als einer der Anstifter und Geldvertheiler an die Mordbrenner genannt.

Die größte Parade in der Geschichte Deutschlands macht Mühlhausen in der Periode des

Bauernkrieges, der im 16ten Jahrhundert so viele Verwüstungen anrichtete. Es litt dabei weit mehr, als die mehrsten andern Städte. Die Stadt war einige Jahre durch die Residenz Münzers, des Hauptanführers der Bauern. Die Zeichen der jetzigen Zeit, in welcher das thätige Schauspiel der damaligen Periode, nur mit der Veränderung, daß die Erdensöhne über die Götter der Erde diesmal den Vorzug zu erringen scheinen, wiederholt wird, erinnern uns lebhafter als je an das, was vor mehr als 200 Jahren von den Unterdrückten gelehrt und gethan wurde. Es ist hier der Ort nicht, die Geschichte des Bauernkrieges, die noch auf ihren Meister wartet, zu erzählen. Doch kann ich nicht umhin, etwas von Münzers Leben und Meinungen anzuführen. Man wird bald sehen, daß, den religiösen Anstrich abgerechnet, der nach der ihm gebührenden Herrschaft strebende Menschenverstand, durch Bedrückung und Ungerechtigkeit zu leidenschaftlichen brausenden Aeusserungen verleitet, im 16ten Jahrhundert eben so kräftig und rücksichtslos philosophirte, als die Robespierres im 18ten.

Münzer war aus Stollberg gebürtig. Die Grafen von Stollberg hatten seinen Vater unge-

rechter Weise hängen lassen. Er war acht Jahre alt, als ihn seine Landesherren auf diese Art zur Waise machten. Er schwur ihnen Rache. Diese wuchs in der Narbe ein, die ihm durch den Mord seines Vaters geschlagen war. Er hielt als Mann Wort, was er sich als Kind versprochen hatte. Seine Jugend brütete er in Fürstenhaß und weitschnaubenden Projecten hin, deren Rechtmäßigkeit er sich aus verschiedenen Stellen der Bibel bewies, die er auswendig wußte. Er war im zwanzigsten Jahre ein gemachter Schwärmer und Fürstenfeind. Nachdem er Deutschland und Böhmen durchzogen hatte, kehrte er nach Altstädten in Thüringen zurück. Als er sich den Einwohnern angenehm gemacht hatte, fing er an gegen den Pabst laut aufzutreten, die Lehre Luthers griff er nur von der Seite an. Vom Pabste sagte er, der wäre ein Tyrann, der dem Gewissen ein unerträgliches Joch aufgelegt habe. Luther wäre ein sehr unvollkommener Verbesserer, der zwar einige Irrthümer eingesehen, in andern Sachen aber viel zu nachsichtig gewesen, so daß seine Lehre weder rein, noch dem Geiste Gottes gemäß wäre. Münzers Hauptlehrsatz war: man müsse, um zur Seeligkeit zu gelangen, die durch das göttliche Gesetz verbotene Laster meiden, sei-

nen Leib durch Fasten und Geisselungen kasteien, Kleiderpracht meiden, nur in einfachem und grobem Anzuge gehen, wenig reden, ernst und strenge aussehen, den Bart wachsen lassen und runde Haare tragen. Dies nannte er das Christenkreutz, Ertödtung des Fleisches, die Zucht, welche das Evangelium vorschreibt. Er fügte hinzu, man müsse in der Stille leben, die Welt fliehen, sich oft mit dem Gedanken an Gott, sein Wesen, seine Fürsorge für die Menschen beschäftigen, die dann in Zweifel gesunkene Seele wünsche mit Gewißheit zu wissen, ob Gott sich wirklich um uns bekümmere, ob Jesus Christus für uns gestorben ist, ob er uns erkauft hat, und ob unsere Religion besser ist als die türkische und heidnische. Um sich davon zu überzeugen, bitte die Seele Gott um Zeichen, die ihr die Pflege der Vorsehung und die Gewißheit der christlichen Religion bestätigten. Erscheinen die Zeichen nicht gleich, so müsse man im Gebet anhalten, und Gott vorrücken, daß er sein Versprechen nicht erfülle, weil er den Gläubigen ihre Bitte gewähren muß; es wäre ja Ungerechtigkeit, einer Seele Wunder zu versagen, die, um sich der Wahrheit zu versichern, dieselben begehrt. Diese Klagen und Vorwürfe misfallen Gott nicht, sondern seyn ihm

sehr angenehm, und er gewähre einer Seele von der Art immer die Zeichen, um welche sie bittet; er rede mit ihr, wie vormals mit Abraham und den Erzvätern. Ja, er ging in seiner Ausschweifung so weit, daß er sagte: wann hernach Gott nicht käme, und mit seiner Seele redete, so würde er Pfeile auf ihn abschiessen.

Dies nahm das unwissende Volk ein, welches sich schmeichelte, mit Gott in Gemeinschaft zu kommen; und da er lehrte, daß Gott seinen Willen in Träumen zu erkennen gebe, so ging ein jeder, der im Traume an Gott gedacht hatte, zu Münzern, der ihm seinen Traum deutete. Als er so des Volkes Zutrauen gewonnen hatte, fing er an seinen Entwurf zu bilden, und in Ausführung zu setzen. Er schrieb die Namen derer ein, die sich annehmen liessen, machte sie durch Eide verbindlich, und versprach ihnen, den vom Himmel erhaltenen Befehl zu vollziehen, die bösen Fürsten auszurotten.

Der sächsische Hof wußte nicht alles, was vorging, er hatte die Landeshoheit über Altstädt, und ob er gleich aus Argwohn mit Münzern unzufrieden war, so glaubte er doch, es geschähe

ihm Unrecht. Endlich aber entdeckte dieser, welcher sich nun glaubhaft genug hielt, sein Vorhaben. Der Kuhrfürst verjagte ihn. Er ging nach Nürnberg, wo er bald entdeckt, und verwiesen wurde. Von da kam er nach Mühlhausen, wo er während seines Aufenthalts zu Altstädten schon Jünger gemacht hatte. Seine Anhänger bewirkten ihm die Freiheit zu predigen, wider den Willen des Raths, der sich, so lange er konnte, entgegensetzte. Münzer wiegelte das Volk dagegen auf, verjagte einige Rathspersonen, setzte die andern ab, vertrieb die Mönche, und bemeisterte sich ihrer Häuser und Güter. Die Johanniter-Ritter hatten hier ein reiches Kloster; es fiel Münzern zu, welcher sich hierauf zum Bürgermeister, oder zum Einzelherrn der Stadt erhob. Dies geschah am Freitag nach Reminiscere 1524.

Was er hierin unrechtes und despotisches zu thun schien, geschah nicht aus Eigennutz oder Raubsucht. Leidenschaft und Nachdenken hatten ihn von Kindheit her gelehrt, daß die allzusehr abstechende Ungleichheit der Menschen, die ihm heftiger als andern zu Herzen ging, bloß vom Misbrauche und Ungehorsam gegen die Gesetze der Natur herrührte. Worin aber die Gesetze der Na-

tur bestanden, dies herauszugrübeln, dazu war sein Kopf nicht frei und transcendental genug. Daher konnte er auch keine Menschenrechte aus ihnen herleiten. Philosophische Köpfe hatten ihm noch nicht vorgearbeitet; wenigstens fiel das, was von dieser Art zu haben war, ihm nicht in die Hände, oder er wußte es nicht zu nutzen. Er hatte Genie, aber er war ganz roh. Er merkte wohl, daß er, vermöge vollkommener Geisteskräfte, gemeiniglich weit über den Blick anderer Menschen hinsah, weil er aber nie tief in die Beschaffenheit seiner Seele gedrungen war, so hielt er das für Eingebungen von oben, was nichts mehr, als Ausströmung seines reichen Vorraths von Ideen war. Zum Beweise der Richtigkeit seiner Meinungen brauchte er die Bibel, alle seine Entscheidungen und gerichtlichen Erkenntnisse waren Sprüche der heiligen Schrift. Aus dieser bewährte er auch sein Gleichheitssystem, und suchte die Gemeinschaft der Güter, dem Verfahren der ersten Kirche und der Apostel gemäß, einzuführen. Daß man die Schärfe des Schwerts gebrauchen, und sein politisch-kirchliches Gebäude auf Leichnamen gründen dürfte, dazu dienten ihm Moses, Josua, David und andre als Belege, ob wohl eigentlich der wahre Grund in seinem tief

eingefressenen Groll gegen die Fürsten und ihre kriechende Diener lag.

Indem man nun darüber aus war, die Güter alle gemein zu machen, blieb alle Arbeit liegen, der Handwerker entriß dem reichen Mann seine Nahrung und Kleider unter dem Vorwand des Gebots Jesu Christi, der den Reichen befiehlt, den Armen beizustehen. Münzers Uebermuth wuchs mit seiner Gewalt, er drohte den benachbarten Fürsten, sie zu demüthigen, und trieb dies Leben zwei Jahre bis 1525. Anfänglich war es beim Drohen geblieben. Als er aber dies Jahr die Bauern allenthalben in Aufruhr sah, glaubte er, es wäre Zeit, seine Entwürfe durchzusetzen. Er ließ im Franziskaner-Kloster aus den Glocken der Kirchen Kanonen gießen, und fing eine Armee zu bilden an.

Ein abtrünniger, aus dem Kloster Reifenstein entwichener Mönch, Namens Pfeiffer, war der Vertraute von Münzers Entwürfen. Er sagte zu diesem, Gott habe ihm eine große Menge Ratzen in einem Stall eingeschlossen gezeigt, die er in einem Augenblick verjagt hätte. Diese Ratzen bezeichneten den Adel, der, gleich den Thieren, nichts

thäte, als die Arbeit des Landmanns benagen, fressen und saufen. Der Traum enthielt zugleich den Befehl, ihn auszurotten, mit der Versicherung eines glücklichen Ausgangs dieser Unternehmung. Der vorsichtigere Münzer widersetzte sich anfangs Pfeiffers Plane, und weigerte ihm seinen Beistand. Die Drohungen aber desselben zwangen ihn, sein Unternehmen zu beschleunigen. Münzer hatte vor, nicht ins Feld zu rücken, bevor die Empörung allgemein und alle Nachbarn handgemein wären, mußte aber Pfeiffern nachgeben. Demnach schrieb Münzer an die Mannsfelder Bergleute, von welchen er einige auf seine Seite gezogen hatte. Sein Brief, der datirt ist Mühlhausen 1525, lautet folgendermaßen:

„Wie lange, liebe Brüder, wollt ihr die Hände in den Schooß legen? Wie lange dem Willen Gottes widerstreben? Ihr seid gläubig worden, und glaubt doch, der Herr wolle euch verlassen? Ach! wie oft habe ich euch eure Schuldigkeit vorgehalten? Gott kann nicht länger aufschieben. Jetzt müßt ihr Muth haben, sonst wird euch das Opfer eures zerknirschten Herzens nicht frommen. Euer Elend wird zunehmen, des bin ich Bürge. Wollt ihr die Märtyrkrone nicht

„tragen, die Gott euch darreicht, so werdet ihr
„die Krone des Teufels tragen müssen. Seid al-
„so auf eurer Hut, laßt euch nicht durch den
„bösen und tollen Rath der Gottlosen und Böse-
„wichter verführen, und fanget endlich an für den
„Herrn zu kämpfen. Eben die Ermahnung habe
„ich euren Brüdern gethan. Alle werdet ihr um-
„kommen, wenn ihr die Befehle des Himmels ver-
„achtet, die ich euch von ihm melde. Schon ha-
„ben Frankreich, Welschland und Deutschland die
„Waffen ergriffen. Der Meister soll den Reigen
„beginnen, und jene Bösewichter sollen ihm in der
„Fastenwoche nachfolgen. Dreimal hundert tau-
„send Bauren stehn bewaffnet im Kleegau, im
„Hegau, und längst dem Necker. Ihre Zahl wächst
„von Tage zu Tage. Ich fürchte nur, daß diese
„tollen Leute in den Strick eines unglücklichen
„Friedens fallen, denn allenthalben, wo ihr nur
„selb Drei seyn werdet, Vertrauen auf Gott ha-
„bet, und nichts als seines Namens Ruhm sucht,
„müsset ihr nicht hundert tausend Feinde fürchten.
„Frisch auf, Brüder, die gewünschte Zeit ist da.
„Die Bösen zittern vor uns. Wir wollen uns
„den Frieden verschaffen, den wir wünschen und
„Gott uns verheissen hat. Lasset euch die Schmei-
„cheleien Esaus nicht abwenden. Bleibt ungerührt

„bei ihren Bitten, ihren Thränen. Erweiset ih„nen keine Gnade. Gott will, ihr sollet ihnen „willfahren, wie Moses weiland den Kananitern; „das hat er mir geoffenbaret.“

Darauf redete er zu ihnen von einem Aufruhr gegen einen Amtmann des Herzogs Georgs von Sachsen, und von einer Empörung der Bauern im Eichsfelde, welche die Adelichen überwunden hätten. Den Brief heißt er sie allen Bergleuten zu lesen geben. Er ist voll Versprechungen eines völligen Friedens, voll Ermahnungen, kein Quartier zu geben, weil, so lange ihre Feinde leben, keine Sicherheit für sie da wäre.

Pfeiffer ging zuerst aus Mühlhausen, verheerte das Eichsfeld, plünderte Schlösser und Kirchen; er fing einige Edelleute, die er gefangen nach Mühlhausen brachte, wohin er mit Beute beladen zurückkehrte. Unterdessen fielen die benachbarten Bauren ins Mannsfeldische und Stollbergische ein. Nun zog auch Münzer am Mittwochen nach Quasimodogeniti aus Mühlhausen, an der Spitze von 300 Soldaten, und stieß zu den Aufrührern in Frankenhausen. Albrecht von Mannsfeld raffte 600 Reuter zusammen, sprengte unter

sie und tödtete ihrer 200. Der Rest entfloh nach Frankenhausen. Der Graf, der diese Unglücklichen retten wollte, lud sie zum Frieden und Gehorsam ein. Sie willigten in einen Vertrag, und benannten einen Schliessungstag, als ihn aber der Graf auf einen andern verlegen mußte, belebte Münzer den Muth der Aufrührer aufs neue, schrieb einen trotzigen Brief an den Grafen, worin er auf ihn und die derzeitigen Fürsten einige Stellen aus den Propheten anwendet, wo den bösen Fürsten ein gänzlicher Untergang gedroht wird, und befiehlt ihm, der verruchten Lehre Luthers zu entsagen, hierzu setzte er: „wenn der Graf wissen wolle, was Daniel im 8ten Kapitel geweissaget und Gott beschlossen habe, so möge er seine Religion verlassen und zu ihm kommen. Er wolle ihn unterrichten, zu seiner Parthei aufnehmen, und für seinen Bruder anerkennen. Der Brief ist datirt Frankenhausen, Freitag nach Jubilate, 1523.

Auf diesen trotzigen Brief brachten der Kuhrfürst Johann, der Herzog Georg, der Landgraf von Hessen, und der Herzog Heinrich von Braunschweig 1500 Reuter zusammen, und griffen die Bauern an, die sich auf einem Berge hinter Frankenhausen hinter Wagen verschanzt hatten.

Als die Bauern die Reuter anrücken sahen, schrieen sie ihnen zu, sie hätten nur zur Vertheidigung des Evangeliums die Waffen ergriffen; sie wollten Niemand schaden, und wenn die Fürsten sich dem nicht länger widersetzen wollten, so würden sie sich ihnen gerne unterwerfen. Die Antwort der Fürsten war, daß, da die Aufrührischen große Verbrechen, Todschläge, Mordbrennereien und Kirchenraub begangen hätten, sie gekommen wären, dieselben zu strafen, da ihnen Gott das Schwert in die Hände gegeben habe; doch erbarmten sie sich einer Menge Volks, von falschen Aposteln verführt, und wollten es nach Befinden gnädig behandeln, wenn man ihnen Münzern und seine Mitschuldigen auslieferte.

Als dieser Brief in der Versammlung vorgelesen wurde, nahm Münzer das Wort, und redete sie so an:

„Meine Brüder und Gefährten, da seht ihr „bei euch eure Tyrannen, die, ob wohl sie auf euren „Untergang ausgegangen sind, doch den Muth „nicht haben, etwas gegen euch zu wagen. Sie „schlagen euch unwürdige Bedingungen vor, um „euch zur Niederlegung der Waffen zu bewegen.

„Ihr wisset, daß ich nichts unternommen habe,
„als auf Befehl des Himmels (Krieg war mein
„Werk nicht); ihr und ich sind gleicher Weise ihm
„zu gehorchen pflichtig. Sollen wir feig seyn und
„den Platz verlassen, den Gott uns angewiesen
„hat? Abraham weigerte sich nicht seinen eigenen
„Sohn zu schlachten, und dafür ward er herrlich ge-
„segnet vom Himmel. Sein Exempel und Glau-
„ben lasset uns nachahmen, und alles wird nach
„unsern Wünschen gehn. Ihr werdet den Bei-
„stand des Himmels sehen, durch ihn werdet ihr
„eure Feinde niederschlagen: wollen wir daran
„noch zweifeln? Wäre er nicht mit unsern Waf-
„fen, was würde aus so vielen Verheissungen, den
„Armen beizustehen, und die Gottlosen zu unter-
„drücken? Diese Verheissungen gehen uns an,
„denn wir sind unterdrückt, durch Gottlose unter-
„drückt. Sie nennen sich eure Fürsten, sind aber
„eure Tyrannen, denn sie sorgen nicht für euch,
„berauben euch, verderben euch, bringen euer Gut
„in Verschwendung und Sinneslust durch. Gott
„hatte den Königen Israels verbothen, unnützen
„Aufwand zu machen, und ihnen befohlen, das
„Gesetzbuch emsig zu lesen und zu halten. Was
„thun unsre Tyrannen? Achten sie im geringsten
„auf den Staat? Sie bekümmern sich gar nicht

„um die Sache der Armen, versäumen die Ge„rechtigkeit, lassen Strassenräuber die Heerstrassen „unsicher machen, strafen die Verbrecher nicht, „schützen nicht die Waisen und Wittwen, sehen „nicht auf den Unterricht der Jugend, und statt „das Reich Gottes näher zu bringen, verhindern „sie es. All ihr Bestreben ist Bemeisterung des „Guts ihrer Unterthanen. Sie erheben Krieg aus „unerheblichen Ursachen, und tasten da an, wo „sie in Frieden nicht geraubt hätten. Kann Gott „länger solche Regenten dulden? Sie werden das „Schicksal der Kananiter haben. Aber könnte „Gott gleich ihre andern Verbrechen erdulden, „kann er es ungestraft lassen, daß sie die schreck„liche Gottlosigkeit der Priester beschützen? Wem „kann der abscheuliche Handel mit Messen unbe„kannt seyn, um nichts von den übrigen zu sagen? „Gleich wie Jesus Christus die Verkäufer aus „dem Tempel trieb, so werdet ihr diese habsüchti„gen und kirchenräuberischen Verkäufer der Heilig„thümer vertreiben sehen. Wird der, welcher des „Pinehas Eifer, der den Ehebruch des Kasbi be„strafte, gut hieß, seinen Beistand andern Pinehas„sen verweigern, welche die ihm durch so viele ehe„brecherische Priester und geistliche Ehebrüche zuge„fügte Schmach rächen wollen? Auf, ihr Gefährten,

„laßt uns diesen Haufen unnützer Leute Gott
„opfern. Mit ihnen ist kein ehrlicher, sicherer,
„noch daurender Friede zu machen. Nimmer wer-
„den sie uns die Freiheit wiedergeben, noch einen
„lautern Gottesdienst verstatten. Lieber tausend-
„mal sterben, als ihre Bosheit billigen, und uns
„das Evangelium rauben lassen. Uebrigens ver-
„sprecht euch den Sieg, von einem Gotte, der
„nicht lügen oder trügen kann, und mir gebothen
„hat, die Fürsten zu züchtigen. Ihre Zahl darf
„euch nicht schrecken. Wo wird Gottes Kraft sicht-
„barer, als wenn ein kleiner Haufen eine Menge
„Feinde niedermacht! Ihr wisset, was Gott durch
„Gideon, Jonathan und David gethan hat. Die-
„ser Tag wird jene Exempel erneuern, und aller
„Nachwelt merkwürdig werden. Zwar sind wir
„mit Waffen und Kriegsbedürfnissen schlecht ver-
„sehen, aber nichts desto weniger werden wir sie-
„gen; und diese Sonne, die uns leuchtet, wird
„eher vergehen, als uns Gottes Hülfe verlassen.
„Oeffnete sich nicht das Meer für die Israeliten,
„daß sie frei durchgingen? Also laßt die Gefahr
„euch nicht abschrecken. Greift den Feind nur an,
„trotz jenen Kriegsmaschinen, denn ich versichere
„euch, ich will die Kugeln mit meinem Kleide auf-
„fangen. Thut die Augen auf; seht ihr nicht,

„daß Gott euch gnädig ist? O seht doch dies „Zeichen seiner ewigen Huld! Seht Gott, der „in diesem Augenblick am Himmel den Bogen „schlägt, der auf unsern Fahnen gemahlt steht. „Kann er euch ein deutlicheres Zeugniß des Sie-„ges geben, den er uns bereitet, und von der „Niederlage unserer Feinde? Recht muthig müs-„sen sie angegriffen werden. Mit gottlosen Wü-„terichen sollen wir keinen Frieden machen, das „will Gott.

Die Rede Münzers konnte die zitternde Menge nicht aufrichten. Es war weder Ordnung noch Achtung für die Obern bei diesem unruhigen Heere. Inzwischen ward es von einigen Verwegenen in Muth gesetzt, zumal da der am Himmel erscheinende Regenbogen ihre Hoffnungen erhob. Ueberdies hielten sie sich stark genug, weil ihrer 8000 Mann waren, und einen vortheilhaften Posten inne hatten. Also schickten sie sich zum Treffen an, und sangen einen Hymnus, um den Beistand des heiligen Geistes anzurufen.

Bevor die Fürsten es zum Handgemenge kommen liessen, schickten sie einen jungen Mann von Adel, den einzigen Sohn des Grafen Bothen von

Stollberg, zu den Aufrührern ab, sie zu erinnern, die Waffen niederzulegen. Münzer ließ den Abgeordneten gefangen nehmen, ihn Gassen laufen und tödten. Dies entrüstete die Fürsten mit Recht, und sie befahlen den Angriff. Ehe man ihn aber begann, hielt Landgraf Philipp eine Rede an die Soldaten, worin er ihnen ihre Verpflichtung vorstellte, ihren Landesherren zu gehorchen. Er verheelte nicht, daß sie vielleicht ihre Gewalt gemißbraucht hätten; stellte ihnen vor, daß dies keine Ursache zum Aufruhr sei; daß sie sich hätten beschweren und Gerechtigkeit verlangen müssen. Er entwickelte ihnen die traurigen Folgen der Empörungen, und die strafbaren Absichten der Empörer.

Nach dieser Rede wurden die Wagen, die den Bauern zu Verschanzungen dienten, mit Kanonenschüssen geöffnet. Die armen Unglücklichen wehrten sich nicht, flohen nicht, sondern erwarteten unbeweglich und unter Singen des Hymnus: Heiliger Geist rc. die Hülfe des Himmels. Als die Verschanzung geöffnet war, nahmen sie die Flucht nach Frankenhausen zu. Etliche zogen sich auf einen nahegelegenen Berg, und wurden verfolgt. Sie machten einige Soldaten nieder, die Hitze nahm zu, und sie bekamen kein Quartier mehr.

Von den 8000 Bauern blieben 7143 auf der Stelle. Frankenhausen ward von den Fürsten weggenommen, und den 300 dort gemachten Gefangenen vor der Stadt die Köpfe abgeschlagen. Bei diesem Siege ward barbarisch gehaußt.

Münzer hatte sich nahe vor der Stadt in dem Landhause eines Lüneburger Edelmanns versteckt. Der Diener desselben, als er das Haus durchsuchte, findet einen Mann, befragt ihn, und will wissen, ob er zu den Flüchtigen gehöre. Er sagt nein, und bezeugt, er hätte lang ein Fieber gehabt; aber ein Beutel, dessen der Mensch bei ihm gewahr wird, verräth ihn. Der Bediente nimmt ihn, und findet Grafen Albrechts von Mannsfeld an Münzer geschriebenen Brief darin. Er will nicht sogleich sagen, daß er Münzer ist, gesteht es aber endlich. Er wird vor den Herzog Georg und den Landgrafen gebracht, die ihn befragen, warum er die Völker aufgewiegelt habe. Er antwortete, er habe seine Schuldigkeit gethan, und so müsse mit allen Fürsten verfahren werden, die sich dem Fortgang des Evangeliums widersetzten. Der Landgraf erwiederte ihm mit Schriftstellen, welche ausdrücklich den Gehorsam gegen die Obrigkeit anbefehlen, Aufruhr verbieten, und den Men-

schen die Rache wegen Beleidigungen untersagen. Man legte ihn auf die Folter, und als die Pein ein starkes Geschrei aus ihm trieb, sagte der Herzog zu ihm: Jetzt leidest du, der du an so vielem Unglück schuld bist. Hierauf antwortete Münzer mit höhnischem Lachen: Sie habens ja gewollt. Das sollte wol heissen, sie hätten sich schlecht vertheidigt, und es hätte nur an ihnen gelegen, den Sieg davon zu tragen. Er ward nach Heldrung gebracht, weil er einen sehr übermüthigen Brief an Ernst, Grafen zu Mannsfeld, geschrieben hatte, worin er ihm hieß, daß er sich vor ihn und seinen Rath stellen, und von den Ungerechtigkeiten reinigen sollte, deren man ihn beschuldigte. Wo nicht, so würde er alles gegen ihn, wie gegen einen Türken aufwiegeln, und ihn den Tag noch angreifen.

Alles, was er vor seinem Tode ausgesagt, ist nicht bekannt geworden. Nur scheint es nicht, als wenn er Luthern beschuldigt hat, er habe Theil an dem Aufruhr genommen; vielmehr scheint er ihn dadurch ausser aller Schuld gesetzt zu haben, daß er sagte, Luther habe zu Wittenberg geheime Unterhandlungen mit zwei von den Hauptanführern des Aufstandes gehabt, und er wisse, daß er sich

nachher berühmt habe, er hätte ihnen den Mund gestopft. Er erklärte weiter, die Empörung habe schon vor seinem Eintritt in dieselbe angefangen, er sei überzeugt, daß die Fürsten sich mit Unrecht der Predigt des Evangeliums widersetzten; sie trieben ihre Pracht und Aufwand zu weit, sie suchten nur das Volk durch Werbungen von Soldaten zu unterdrücken, die immer dem Herrn, der sie bezahlte, zu gethan wären. Er gestand, er habe Grundsätze über die Art, Staaten zu regieren, bekannt gemacht; ermahnte die Fürsten, billiger und menschlicher gegen ihre Unterthanen zu verfahren, und das Buch der Könige fleißig zu lesen, wo sie Regeln und Beispiele finden würden, die sie beständig vor Augen haben müßten. Er that sein Glaubensbekenntniß und nahm das Abendmahl, worauf ihm der Kopf abgeschlagen, auf einen Spieß gesteckt, und im Fürstenlager aufgepflanzt wurde. Pfeiffer, der gleich ihm entwischt war, und in der Gegend von Eisenach erhascht wurde, ward nach Mühlhausen gebracht, wo er die nemliche Strafe, nebst allen Mitschuldigen, erlitt, welche Münzer vor seinem Tode namentlich angegeben hatte. Sie wurden nahe bei der Stadt auf dem Schadeberg hingerichtet.

Am Himmelfahrtstage darauf rückten die Fürsten mit 400 Mann in Mühlhausen ein. Sie

setzten den von Münzern angeordneten Rath ab, den von ihm vertriebenen wieder ein. Die Stadt mußte zu den Kriegskosten 80000 Fl. bezahlen, sich von der Plünderung mit 40000 Fl. loskaufen, den beraubten Edelleuten und Klöstern ihren Schaden ersetzen. Von ihren Rechten wurde so vieles genommen, daß Mühlhausen kaum der Schatten einer Reichsstadt blieb. Letzteres ward indessen in der Folge auf dem Reichstage, nach vorgelegten Quitungen über alle obige Summen, geändert, und die Stadt rückte wieder in ihre alten Freiheiten ein.

Auch durch Acht und Bann hat die Stadt in alten Zeiten gelitten. Sie verfiel 1401 in Bann, weil sie ohne päbstliche Bewilligung Wallfahrten zu einer auf dem Blobache gefundenen Hostie erlaubt, und eine Capelle dorthin hatte bauen lassen. Der Pabst sandte den Provisor von Erfurt hin, ließ die Hostie nebst ihren erworbenen Opferpfenningen zu sich nehmen, die Capelle einreissen, und über die Stadt den Bann aussprechen, der bis 1426 auf ihr lag. 1256 ward Mühlhausen in die Acht erklärt, weil es sich unterfangen hatte, die Rudera einer alten Burg, die hart an der Stadtmauer lagen, wegzuräumen. Die Burgsitzer waren längst

verstorben, ihre Ganerben aber lebten noch. Diese lärmten hierüber beim Kaiser, und erweckten die Acht, in der die Stadt bis 1295 blieb. 1320 verheirathete Kaiser Ludwig seine Tochter Mechtild an den Markgrafen Friedrich II von Meissen. Sie war als Kind aus der Wiege gefallen, wodurch sie einen derben Höcker gewonnen hatte. Durch die Blattern war eins ihrer Augen geborsten. Von ihrem Vater hatte sie sein großes Maul geerbt. Es war ein recht häßliches Mädchen. Sie loszuwerden, mußte der Kaiser sie mit verschiedenen freien Reichsstädten aussteuern. Unter diesen war auch Mühlhausen. Die Stadt wollte sich nicht vergeben lassen, und schützte ihre von Konrad IV. und Wilhelm erhaltene Privilegien vor. Für diese Naseweisheit ward sie in die Acht gebannt, woraus sie sich mit 5000 Mk. Silber lösen mußte. Die Stadt, die durch diesen Handel einmal mit dem geldsüchtigen Ludwig in Verkehr gerathen war, erstand von ihm 1337 das bisher vom Kaiser geübte Reichsschultheissen-Amt für 1000 Mk. Silber, und ein Jahr darauf alle noch übrige vom Kaiser und Reich in der Stadt und ihrem Gebiete zu hebenden Nutzungen, für eine gleiche Summe. Auf diese Art gelangte Mühlhausen zur völligen Reichsunmittelbarkeit.

Hannover war sonst für ein jährliches Honorarium von einigen Neunzig Ducaten Schutzherr von Nordhausen. Während des siebenjährigen Krieges sah die Stadt sich so wenig geschützt, daß sie dem Schutzherrn aufsagte. Seit der Zeit hat Hannover sich aus freien Stücken wieder angeboten, ist auch angenommen, man zahlt aber nichts mehr für seinen Schutz.

Mühlhausen, das von keinen Patriciern regiert wird, auch keins dieser Wucherpflanzen zu ernähren hat, kann dieserhalb nicht zu den aristokratischen Reichsstädten gezählt werden. Es ist eine gemischte demokratische Aristokratie, bei der jedoch die Ingredienzen von der letzten Gattung bei weitem die größte Hälfte ausmachen. Das oft verunglückte Streben der Bürgerschaft nach mehrerer Theilnahme an der Staatsverwaltung, ward immer mit dem Verluste einiger Volksrechte in seine gehorchenden Schranken zurückgebannt, und brachte dem Staat seine jetzige Form, die weniger frei ist, als die war, welche die Gründer dieses kleinen Staats ihren Enkeln in der ersten Constitution vermachten.

Die Senatoren haben zu kleine Fixa, die Sportelkasse muß das mehrste hergeben. Für diese

zu sorgen, darf also nicht versäumt werden. Man meint indessen, es werde in diesen, wie in andern Dingen, bald besser werden, da unter den jüngern Rathsherrn aufgeklärte und edeldenkende Männer sind. Da der größte Theil des Raths aus Gelehrten besteht, und ihre Stellen aus leicht begreiflichen Ursachen sehr begehrlich sind, so studiren in Verhältniß der Volksmenge zu viele Söhne der Stadt Jura, welche dann nach ihrer Rückkehr von der Universität sich mit Advociren abgeben. Daher die übermäßige Anzahl Advocaten und die vielen Processe über Kleinigkeiten.

Die Abgaben sind schlecht vertheilt. Auf Grundstücken liegt ein Quart p. C. Jeder Scheffel Korn, der 60 Pfund wiegt, zahlt 2 Groschen, jedes Glas Bier 1 Pfennig Accise. Auf den Artikeln des Luxus, Thee, Kaffe, Zucker ꝛc. haftet nichts. Eben so wenig auf Wein, wohl aber auf Brannteweín, der doch größtentheils in der Stadt gebrannt wird. Dies kommt daher, weil der Rath nicht mit Branntewein, wohl aber mit Wein den Allein-Handel treibt.

In der Stadt ist kein Buchladen. Dieser Mangel wird, so gut es geschehen kann, durch ei-

nige wohleingerichtete Lesegesellschaften ersetzt. Man trifft vielleicht in Mühlhausen wenig Leute an, die alles, was herauskömmt, gelesen zu haben affectiren, und gleichsam lebendige Bücherkatalogen sind. Was aber von Schriften zur Nahrung nützlicher Kenntnisse, zur Beförderung des Modegeschmacks, und zur Befriedigung der Neugierde in Deutschland erscheint, ist hier nicht weniger, als anderswo bekannt. Doch hab ich nirgend, als in Mühlhausen, von einem Versemacher vom letzten Range, Namens Hagenbruch, reden hören, der einige Meilen von hier, in Langensalza, wohnt, und dessen ganzes Machwerk nichts als eine Harlekinsjacke von guten und schlechten Fetzen, aus kleinen und großen Dichtern ist. Man erwähnte seiner in einigen Gesellschaften in rühmlichen Ausdrücken. Allgemein wird man dieses wol nicht thun; sonst würde man sagen müssen, die Bewohner der guten Stadt wären in der Bildung ihres Geistes noch weit zurück.

In Betreff der äussern Sitten hat sich Mühlhausen weiter vom Altdeutschen entfernt, als Nordhausen; wie man denn hier überhaupt deutlich merkt, daß man sich nicht mehr in Niedersachsen befindet. Der den Obersachsen eigene Trieb, nach eiligst ge-

schehener Anschaffung des Nothwendigen, auf ihre Verschönerung und körperlichen Putz zu denken; ein Trieb, den ihre Brüder tiefer gegen die Nordsee nicht so heftig empfinden, erscheint hier schon in allerlei Formen und Nachahmungen fremder Moden. Unter den Männern prahlen viele Stutzer hervor, die ein Mittelding von Studenten und Cavalleristen aufstellen. Große Hüte, schwarze Cocarden, steife Stiefeln, dicke Haarzöpfe ꝛc. ꝛc. Die in der Gegend cantonirende Cavallerie mag wol zu diesen martialischen Perträten gesessen haben. Die Damen sind sehr geputzt, ihr Anzug gesucht, die Wahl ängstlich; das Ganze ist die personificirte Gefallsüchtigkeit in einem gewissenhaften Rahmen. Die Weiber sind hübscher, als die zu Nordhausen, kommen aber bei weitem nicht denen zu Sondershausen gleich. Bemerker wollen wissen, daß es ihnen besser in der Modernisirung ihres Aeussern, als in der Bildung ihres Verstandes geglückt, daß ihre Körperform bei aller rückständigen Steifheit mehr Grazie, als ihr Geist gewonnen habe. In Nordhausen kommt kein Gericht auf den Tisch, das nicht von der Frau des Hauses zubereitet wird. Die Mühlhauser Damen vom ersten Range halten sich Haushälterinnen.

Eine merkwürdige und schöne Naturerscheinung ist der Poppenröder Brunnen. Er liegt eine

gute halbe Stunde von der Stadt. Es ist ein immerströmender Quell, von einem runden Bassin eingefaßt. In seinem klaren Wasser wachsen allerhand Stauden und Blümchen. Der größte Theil war blau oder vom schönsten Ultramarin. Der Quell ist nur 8 Fuß tief, aber so stark, daß er alles Hineingeworfene sogleich wieder herauswirft. Man behauptet, daß, wer von dem gethürmten Schulhause hineinfällt, nicht ertrinkt, die Quelle trägt ihn sogleich wieder empor. Dieser Brunn ist für Mühlhausen sehr wichtig, er giebt der halben Stadt Wasser, treibt zehn Mühlen, friert nie zu. Dreimal jährlich wird um ihn herum von den Schulen der Stadt ein Lob- und Danklied angestimmt, wobei oft 8000 Menschen zugegen sind. Dieses Volksfest, dessen Entstehung sich ins graue Alterthum verliert, hat viel Rührendes. Es ist ein schöner Zug im Charakter der Alten, die selbst der leblosen Natur ihren Dank für gereichte Wohlthaten darbrachten. Dies Gefühl begeisterte ihre Phantasei, die wohlwollend leblose Dinge beseelte, welche den sterblichen Menschen so oft überleben. Die einfachen Menschen jener guten Zeiten, glaubten durch die Wirklichkeit der sie umgebenden Dinge an ihren Urheber. Der Erschaffer eines Dinges muß ausser demselben seyn, es überschweben. Sie such-

ten ihn also in den Ausser-Wirklichkeiten auf, und schweiften mit ihren Dichtungen in dem Gebiete ihrer unerschöpflichen Phantasei umher. Hiedurch erhöhten sie ihre Menschheit, und verloren sich doch nur in dem Dunkel, in das sich die Gottheit für die Augen der armen Sterblichen selbst verhüllt hat.

In dem der Stadt gehörenden Gebiet liegen 19 Kirchdörfer, einige Meierhöfe, Thürme und Weiler. Die Dörfer sind: Eigenrieden, Dörna, Holnbach, Langefelde, Horßmar, Dachrieden, Eigenroda, Ammern, Reiser, Sollstädt, Kaisershagen, Wiedeburg, Saalfeld, Groß- und Klein-Graba, Görmar, Billstädt, Hongeda, Felchta. In der Meierei Eichen, eine Stunde von der Stadt gelegen, stand zu Zeiten des Heidenthums eine geheiligte Eiche, zu der die alten Thüringer wallfahrteten. Sie war unter dem Namen der Donnereiche berühmt, weil der Blitz mehrmals in sie gefahren war, ohne sie zu zerschmettern. Das Christenthum hieb den heiligen Baum um, und machte aus seinem Stamm einen Kasten, in welchem die Reliquien der Kirche zu Eigenrieden aufbewahrt wurden. In dem Dorfe Sollstädt stand ein Altar des Crodo, der 1269 in ein Kloster verwandelt wurde. Der

Boden des Gebiets ist fetter Märgel auf einem steinichten Grunde. Das Land hüglicht, mit unter bergicht. Sollstädt liegt 490, Eigenrieda 600 Fuß über dem Horizont der Unstrutt. Die Einwohner bauen viel Roggen und Gerste, weniger Haber und Waitzen. Der Wiesenwachs ist sehr sparsam, daher die Viehzucht so geringe, daß der Mühlhauser Stadt- und Landmann nicht allein seine Pferde, sondern auch sein Rind- und sonstiges Schlachtvieh von seinen Nachbaren erhandeln muß.

Die freie Reichsstadt Mühlhausen liegt am westlichen Ende von Thüringen, unter dem 51 Grad 32 M. der Länge, 28 Grad 10 M. der Breite. Die Stadt hat ihren Sitz auf dem Reichstage zwischen Nordhausen und Goslar. Sie zahlt zum Römermonat 160 Gulden, zum Kammerzieler 135 Rthlr. 23 Xr.

Paul.

Mühlhausen ist ein Ort, worin weder der neugierige, noch der empfindsame, noch der launige Reisende lange verweilen mag. Wenn er etwas Anziehendes hat, so muß dieses tief versteckt liegen, oder nur gewissen Augen sichtbar seyn. Ich zum wenigsten wurde seiner bald satt, und diese Ersättigung fing eines Tages auf einmal an, mich so sehr zu drücken, daß ich mich noch um Mittag entschloß, meinen Stab weiter zu setzen, und, wenn es anginge, vor Nacht Eisenach zu erreichen, von welcher Stadt ich, wie man mir sagte, nur drei Meil n entfernt war, wobei man gewiß eine halbe Station wenigstens verrechnete. Ich habe den Weg lang genug gefunden.

Nachdem ich also im deutschen Kaiser, bei Herrn John (dessen Bewirthung ich nicht tadeln

kann, ob mir es gleich nicht gefällt, daß er eine Art von Stammbuch hält, worin sich die bei ihm logirenden Fremden, ehe sie mit ihm abgerechnet haben, einzuschreiben, und ihre geneigte Zufriedenheit mit dem, was sie in dem Hause genossen, anzuzeigen genöthigt sind,) eine mäßige Mahlzeit eingenommen hatte, verließ ich den Gasthof und die Stadt.

Die schwühle Luft, das Stechen der Sonne, und das Heraufziehn schwarzer Wolken, sagten ein nahes Gewitter an; aber ich ließ mich nicht schrecken, sondern machte mich eigensinnig auf die Beine. Noch hatte ich keine Meile zurückgelegt, als der Horizont dicht überzogen war, und das Gewitter ausbrach. Die Blitze fuhren in die nahen Eichen; in kurzer Zeit war ich durchnäßt. Zu meinem Troste lag ein Dorf in der Entfernung einer kleinen Viertelstunde, zwar von meinem Wege ab, doch eilte ich darauf zu, um das Gewitter, das immer heftiger ward, dort abzuwarten. Trotz der schwühlen Luft, war die Dorfschenke geheitzt, dies war mir nicht unlieb, ich konnte meine Kleider trocknen. Kaum war ich mit Ausbreitung derselben fertig, als eine auffallende Menschengestalt von seltsamen Anzuge oder

vielmehr Unanzuge in die Stube trat. Es war eine ältliche, lange, hagre Manns-Figur. Er kam mit einem zerstörten, lächelnden Blick herein, der gierig die nächste Ecke suchte, und nachdem er sie erspäht hatte, sich zusammenknaulte, und darauf zuplumpte. Er war mit einem sackleinenen Hemde bedeckt, das oben offen war. Die Sonne hatte die entblößte Brust, wie seine dürren Backen, schwarz gebrannt. Nur aus der Brusthöle und den Gruben seiner eingesunkenen Wangen schimmerte etwas graue Haut, wie der überwetterte Schnee zwischen den Hölen der Berge, den alten Knochen der Mutter-Erde, hervorgraut. Seine ganze Bekleidung bestand aus dem Hemde, und ein paar Beinkleidern von gleichem armseeligen Schlage. Er trug weder Hut noch Mütze, weder Schuhe noch Strümpfe. Nur ein paar abgeschnittene schwarze Kamaschen waren um seine dünnen Enkel geknöpft. Um den Leib hatte er einen dicken Strick einigemal gewickelt, worin ein Beil steckte. Nachdem er einige Minuten in seinen schwarzen verworrenen Haaren herumgewühlt, sich dabei mit dem Rücken an der Wand gescheuert hatte, schoß er wie ein Blitz unter den Tisch, an welchem ich saß, streckte sich in der Länge hin, und legte seinen Kopf auf meine Füße. Ich blickte

hin, schon schlief er. Seine Haare träufelten noch vom Regen, sein Kopf brannte wie eine glühende Kohle. Dies und einige andere Besorgnisse machten meinen Sitz peinlich, doch fürchtete ich, den Unglücklichen zu wecken, wenn ich ihm seine Unterlage wegzöge. Nachdem ich eine Zeitlang ausgehalten hatte, wagte ich es, und seine Ruhe verließ ihn zu meiner Freude nicht. Er schlief fort, auch ohne sein hartes Kopfküssen. Ich setzte mich auf den Boden, ihm gegen über, um in seinem Gesichte zu lesen. Die Mine des lachenden Wahnsinns war verschwunden. Düsterer Ernst hatte seine Stelle eingenommen. Die lachenden Züge waren in finstre Furchen verwandelt, die ein kummerreiches Leben tief eingeschnitten hatte. Er fing an zu träumen. Es muß ein schwerer Traum gewesen seyn, denn er seufzte tief, die Angst hob seine Brust, durch alle Muskeln bebte Schmerz. Wie, wäre es möglich, daß dem armen Wahnsinnigen, über den der Kummer, der ihn um seinen Verstand brachte, keine Gewalt mehr hat — daß dem sein verlohrnes, unzerrüttetes Seelenvermögen, sein unverwundeter Verstand im Schlafe wiedergegeben wird, damit des Lebens Qualen ihn während der Zeit tantalisiiren können, die sonst das heilende Labsal des unglück-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

lichen Sterblichen ist? — Wäre dies: o Natur, die du sonst immer die wohlthätige heißt, wärst du dann nicht die grausame auch? — Doch wer kann mit dir rechten? Du giebst Ersatz für Entbehrungen; wol! so müssen auch deine Geschenke durch Beraubungen ausgeglichen werden. Du fingerst das Zünglein wieder ins Gleichgewicht, bist nicht die Grausame! nicht die Wohlthätige! nur die Gerechte, die Strenge!

Die Spuren seiner gewaltsamen Angst wurden matter, die gekrampften Muskeln spannten sich ab, sein heftiger Kampf schien sich in Wehmuth aufzulösen; die harten Züge wurden weicher, alles nahm eine mildere Mine an. Der Ausdruck innigster Traurigkeit war unter die Haut getreten. Seine Augenlieder schwollen merklich an, und quollen von Thränen gedrängt auf, die hervorstürzten und in den Furchen seiner abgehärmten Backen zerrannen. Er lag mit offenen nassen Augen da, sahe mich spähend an, in seinem Gesichte bebte stille Wehmuth, ohne alle Verwirrung. So wie die letzte Thräne fiel, trat sein lachender Blick, mit ihm sein Wahnsinn zurück. Er raffte sich auf und floh von neuem in seine alte Ecke.

Wir waren allein gewesen, jetzt kam der Wirth herein. Ich befragte ihn leise über meinen Stubenkammeraden. Er antwortete laut und ohne alle schonende Rücksichten: es ist ein Toller, der sich seit Jahren in unserer Gegend herumtreibt. Ich glaubte zu bemerken, daß der arme Mensch mit begehrendem Blick nach dem in der Schenke stehenden Branntewein lüstre. Ich foderte zwei Gläser dieses Getränks, reichte ihm das eine hin, das er mit Gierde annahm, und den Branntewein mit sichtbarem Wohlgeschmack nicht trank, sondern auskäute. Er verschmähete auch das andere Glas nicht.

Der Wirth hatte uns wieder verlassen. Ich versuchte es, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen. Es gelang mir, er ward recht beredt. Was er sagte, war aber so verwirrt, und solch ungehirntes Zeug, daß ich durchaus nichts Zusammenhängendes von seiner Lebensgeschichte herausbringen konnte. Das deutlichste von allem war: daß er alle Jahre zum Geburtstage des Kuhrfürsten nach Dresden wallfahrtete, um ihm zu gratuliren. Daß er den Kuhrfürsten bei der Parade anträfe, wo er ihm seinen Glückwunsch abstatte, und dafür jedesmal von seinem gnädigen Landes-

herrn mit einem neuen Conventionsthaler beschenkt würde. Sein Sohn diene als Gefreiter bei der sächsischen Garde zu Pferde. Dieser wäre vor Jahren einmal zum Besuche bei ihm gewesen, habe eine rothe Weste mit Gold getragen, eine silberne Uhr, und sechs blanke Dukaten im Sacke gehabt. Habe in der Kirche dem Prediger gegen über gesessen; alle Dorfmädel wären in den schmucken Burschen verliebt gewesen.

Ich ging, um nach dem Wetter zu sehen. Der Wirth, den ich im Hofe antraf, erzählte mir auf meine Auffoderungen, der Tolle hätte in seinen jüngern Jahren als Soldat gedient, wäre wegen einer Blessur verabschiedet worden, und darauf ins Dorf zu seiner Frau zurückgekehrt. Diese sei bald darauf gestorben, seinen einzigen Sohn hätte man zum Soldaten ausgehoben. Ob er durch seine Wunden oder Kummer blödsinnig geworden, wisse er nicht. Wahrscheinlich durch Letzteres, denn erst nach dem Tode seiner Frau und der Wegnahme seines Kindes hätten sich Spuren des Wahnsinns bei ihm geäussert. Diese wären nach dem Besuche seines Sohnes ärger geworden, der so, wie er ihn mir beschrieben, vor einigen Jahren hier erschienen wäre, ohne seinen

Vater im mindesten zu unterstützen. Mit dem jährlichen Marsch nach Dresden, wie mit dem Conventionsthaler, habe es ebenfalls seine Richtigkeit. Den Bewohnern dieser Gegend wäre er unter dem Namen des närrischen Pauls bekannt. Er ernähre sich von Holz- und Buschsammlen, welches er Bündelweise an die Landleute verkaufe. Die hiefür gelösten Pfennige gebe er ihm, dem Schenkwirth, in Verwahrung. Dafür erhielte er, so lange solche reichten, Nahrung, die in abgebrühten Kartoffeln, schwarzem Brodt, saurer Milch und Branntewein bestände. Für den von dem Kuhrfürsten für seine Gratulation gelösten Conventionsthaler kaufe er sich auf dem Rückwege in Leipzig ein neues Hemd, Strick und Beinkleider. Alles müsse ein Jahr durch aushalten. Almosen heische er von Niemanden, dabei sei er eine ehrliche, treue Haut, die eher verhungern, als etwas, das ihm nicht gereicht wäre, anrühren würde. Er wohne unter freiem Himmel, schon seit eilf Jahren habe er kein Obdach gehabt. Seine jetzige leichte Kleidung wäre auch seine ganze Bedeckung im strengsten Winter. Gewöhnlich übernachtete er in dem nahen Walde. Oft unter einer Eiche am Ende des Dorfs, in welcher Eulen nisten, deren Geschrei er gerne zu hören

schien. Im vorigen kalten Winter habe er einen Fuchs lebendig gehascht, der ihn beim Kampfe in die Beine und Arme gebissen, dafür habe er ihn auch auf der Stelle zerfetzt. Dies sei das einzigemal gewesen, wo man ihn böse gesehen. Sonst sei er still und verträglich, komme keiner Kreatur zu nahe, lebe keinem Menschen im Wege.

Aus allem, was ich von ihm sah und hörte, war zu schliessen, er sei mehr blöd als wahnsinnig, mehr verwirrt als toll, gehöre nicht zu den unglücklichen, oft so fürchterlich leidenden Wahnsinnigen. Vielleicht schützt ihn seine freie Lebensart gegen Raserei und wüthende Tollheit. Wie mancher angehende Schwermüthige ist zum völligen Wahnsinn in unsern scheußlichen Tollhäusern gekommen, in welchen ein enges, angsterweckendes Behältniß, verwesender Geruch, Rasseln der Ketten, Geheul der Rasenden, die schreckbare Mine eines verhärteten Kerkermeisters, mit vereinter mordender Kraft zusammenwirken, um selbst eine gesunde, aber zarte und unbewaffnete Seele zu zerrütten. Und wie viel leichter kann hier eine schon verwundete Seele zusammengeschreckt werden, und in eine solche Verwickelung ihres Ichs gera-

then, daß alle ihre Vermögenskräfte sich in einen unentwirrbaren Knaul zusammenziehn! O! wenn doch ein fühlender Mensch unter denen, die nur befehlen dürfen, um wohlzuthun, sich zu dem edlen Gedanken erhöbe, einen kleinen lichten Fleck Wald von seinen für wilde Bestien angelegten Forsten abzugränzen, Hütten darein baute, den Boden mit Erdbeeren, Himbeeren, Melonen, gelben Beten und andern kühlenden und auflösenden Früchten bepflanzen ließe, und keine kranke, melancholische Seele ins Tollhaus sperrte, die nicht einige Zeit auf dieser heilenden Weide gegrast hätte! Wir würden weniger Tolle, sicher weniger Rasende in unsern Narrenspitälern antreffen.

Das Ungewitter hatte ausgetobt. Aber es war später Nachmittag. Der Schenkwirth sagte mir, ich würde, wenn ich die Landstraße ginge, vor Mitternacht nicht nach Eisenach kommen. Wolle ich noch vor Einbruch der Nacht hin, so müsse ich den Fußsteig einschlagen. Ohne Wegweiser würde ich nicht fortkommen, denn der Pfad führe durch den dicken Wald hin und sei wenig betreten, so daß seine Spuren unmerklich wären. Ich bat ihn, mir einen Führer anzuschaffen. Er schlug mir — den Tollen vor. Anfänglich

hielt ich es nicht für Ernst. Als er aber wiederholt und ernstlich versicherte, Niemand kenne die Wege besser, Niemand marschire leichter und rascher, als eben dieser, und dabei mit treuherziger Mine erklärte, er stünde für seinen Mann: so nahm ich den Vorschlag und den Tollen zu meinem Wegweiser an. Die Idee selbst, von einem Verrückten geführt zu werden, hatte etwas so seltsames, und konnte wenigstens meiner Bescheidenheit nicht schädlich seyn.

Wir gingen zu ihm. Der Wirth rief ihm zu, indem er auf mich zeigte: nach Isenach, nach Isenach! Dabei nahm er einige Groschen aus der Tasche und hielt ihm solche vor. In einem Hui war er auf den Beinen, und wollte zur Stube hinaus, als ihn der Wirth zurückhielt, und durch einige langsame Schritte zu verstehen gab, er solle nicht so laufen. Nun machten wir uns weniger schnell auf den Weg. Doch mußte ich schon im Dorfe des Wirths Pantomime wiederholen, denn er hüpfte wie ein Reh durch den Koth. Nicht weit vom Wege, auf einer Wiese, erntete ein Haufe Mädchen Heu. Sie schrien und riefen meinem Führer ihre Neckereien und Liebeleien zu. Er war nicht undankbar, er be-

grüßte sie unaufhörlich wieder, gebehrdete sich dabei wie ein jubelnder Faun, und taumelte unter Lallen und Jauchzen vor mir hin.

Wir kamen bald ins Holz, die Gegend war bergicht, der Fußsteig führte über die Höhen weg. Es war ein mit Haselstauden durchwachsener Buchenwald. Zwischen den Bergen dehnte sich ein schmales Birkenthal hin. Mein Paul taumelte immer ärger, ob aus Müdigkeit oder vom Branntewein, weiß ich nicht. Mehrmals war er im Begriff zu fallen. Dabei lief er, als ob ihn etwas triebe, ich mußte ihn oft zurückhalten. Der Weg dehnte sich um eine scharfe Ecke. Paul stolperte, fiel und rollte den Abgrund hinab. Da stand ich verlassen. Von meinem gefallenen Wegweiser hörte ich nichts. Ich rief, ich schrie, umsonst. Nur der Wiederhall brachte mein Rufen treu, aber unbeantwortet zurück.

Ich fing an zu fürchten, er habe sich im Fallen beschädigt, das Beil, welches er hart am Leibe trug, könnte ihn verwundet haben. Ich horchte nach der Gegend, wohin er gerollt war. Kein Laut. Nur hie und da fiel ein einsamer Regentropfen von Blatt zu Blatt. Berg und Thal

schien mit mir zu lauschen. Der Wald war sympathetisch in Gedanken versunken, durch die Aeste lispelte kein Lüftchen. Die Natur war still wie ein Geheimniß. Nun glaubte ich, er sei unten weg und davon gegangen, habe meiner vergessen. Der Abend war da, es dämmerte nur noch im Thale. In einer wilden Gegend, gänzlich unkundig, ohne Führer, ohne Pfad, blieb mir nichts übrig, als mich in die herannahende Nacht zu hüllen, und den Tag ruhig abzuwarten. Die Abendluft wehte auf den Bergen kühl, ich kletterte hinab ins Thal, wobei ich den Spuren folgte, die mein ungetreuer Wegweiser durch sein Fallen an den Gesträuchen hinterlassen hatte. Wie ich unten nach einem Nachtlager umher suche, sehe ich in einiger Entfernung von mir etwas erhöhtes aus dem hohen Riedgrase schimmern, und finde, da ich hingehe, meinen müden Führer halb im Wasser schwimmend, so sanft als auf Polstern schlafen. Nur durch wiederholtes Rütteln konnte ich ihn einigermassen wecken. Er war verdrießlich, wandte sich um, und schlief so sanft wie zuvor. Alles Schreien, Bitten, Rütteln, nichts half. Die Geduld verging mir. Der Gedanke, eine lange, kalte Nacht hier im Walde zu verbringen, wenn er nicht zu ermuntern wäre, machte mich

hart. Ich zog ihn unsanft bei den Haaren. Er erwachte. Ich hatte mich seines Beils bemächtigt, und hielt es in der Pantomime eines Schlächters ihm vor, als wolle ich ihm den Hirnschädel einschlagen, wenn er mich nicht nach Isenach brächte. Er machte ein paar wache Augen, lächelte und sprang davon. Erst auf den Anhöhen holte ich ihn wieder ein, packte ihn bei seinem Leibgürtel, wickelte den Strick einigemal ab, behielt das Ende in der einen Hand, drohte ihm mit dem Beil in der andern, und rief ihm zu, nach Isenach! nach Isenach! Lächelnd und nachgebend schlug er den alten Weg ein, und so wanderten wir fürder.

Es war finsterer Abend, als wir aus dem Walde kamen, und in einiger Entfernung Licht erblickten. Ich zeigte ihm solches, und suchte ihm zu bedeuten, daß ich dorthin wollte. Er steuerte darauf zu. Wir kamen über nasse Wiesen und tiefe Stürzäcker. Mußten über Gräben springen, Zäune überklettern. Endlich erreichten wir das Licht. Es war ein isolirtes Haus, unfern von einem großen Hofe. Ich zahlte ihm sein Bothenlohn, gab ihm Strick und Beil zurück. Ohne Abschied wandte er auf der Stelle um, und eilte

dem Walde zu, wo er seine Nacht besser verschlafen haben wird, als ich im Dorfe.

Wenn dieses Menschen steter Hang zum Schlafen, das Feuer, das in seinen Adern glühen muß, da er halb nackt im Eise nicht erfriert, sein unstättes, rastloses Wesen, nicht fürchten ließe, daß er physisch leide; sich das Auge dann an sein anfangs schreckbares Aeussere gewöhnt hätte; durch eine richtige moralische Chemie, das, was gewöhnlich Glück benannt wird, von Dichtungen und Scheinvorzügen geschieden werden könnte: so würde man diesen anscheinend Unglücklichen vielleicht weniger bedaurenswürdig finden, als Menschen von entgegengesetzter Ankündigung es in der Wirklichkeit gewöhnlich sind. Besteht das höchste Erdenglück in der höchstmöglichen Freiheit, so ist der unabhängige Paul im Besitze dieses Schatzes. Die gebietenden Verhältniße, die sich überall kreuzenden Rücksichten des gesellschaftlichen Lebens peinigen ihn nie. Für ihn giebt es keinen Mächtigen, er lebt ausser den Gränzen der Gewalt, denn er fürchtet Niemand. Ihm erscheint nichts unleidlich, da ihm nichts angenehm ist. Von der Zukunft hofft er nichts, die Vergangenheit ist für ihn ohne Folgen. Seine Erwartungen

sind so leer, als die Wirklichkeit des Gegenwärtigen. Er wird von keinen Erwerbsorgen gequält. Seine Kleider schleiffen sich nicht ab, sein Haus, sein Haabe, kann nicht verloren gehen. Weder Feuer noch Wasser, kein Sturm und kein Banquerott, bringen ihn um das Seinige. Er kann nichts, als sich selbst verlieren, und auch dieser Verlust müßte für ihn Gewinn werden, da er ein nur noch halbes Menschen-Ich ganz von sich wirft, zur Urquelle zurückkehrt, den verlornen Theil seines geistigen Wesens geheilt wieder findet, oder mit dem Reste in Staub und Asche verfliegt. Niemand ist weniger der Mode-Sclav, vom Joche der Vorurtheile freier als er. Ehrsucht, Eitelkeit, Stolz, Geldgeitz, Ruhmsucht und das ganze Heer dieser kleinlichen marternden Leidenschaften sind ihm gänzlich unbekannt. Er kann nichts fürchten, da er nichts hofft. Nirgend ist er fremd, denn er ist nirgend einheimisch. Ihm gehört die Welt, er nicht der Welt. Er kann nie arm werden, nicht einmal an sich selbst, denn er hat sich nicht mehr selbst zu verlieren. Vom Glücke ist er unabhängig, da es ihm nichts nehmen kann, und da das Schicksal in seinem ganzen weiten Gebiete nichts besitzt, was für ihn Werth hat, so kann er weder von demselben

geneckt, noch weniger bestohlen werden. Er ist ohne Freund, mehr ohne Feind. Er hängt an nichts, nicht einmal am Leben, an das die Menschen mit Verstand gewöhnlich sich so ängstlich und so vest klammern. Er ist reich durch seine Armuth, denn sie stimmt mit den einfachen Naturgesetzen überein. Zur Leitung seines Erdenlebens bedarf er so wenig Klugheit als er hat, und in der Ewigkeit hat er weniger zu vergessen, als die Lehrer der Weisheit. Der Zustand nach diesem Leben quält ihn weder aus Furcht noch Egoismus. Wer wird seiner Moralität Belohnung oder Strafe zumessen, da es keine Elle in seinem eigenen Bewußtseyn dafür giebt? Er ist reicher als Friedrich der Weise mit seinem großen Schatze, der in Nichts so gut eingerichtet war, als der wahnsinnige Paul in — — — Entbehrungen.

Das Licht, das mich aus der Ferne hieher gelockt hatte, brannte in einem kleinen Häuschen, einer Schenke an der Landstraße, die zugleich ein Backhaus war. Die Schenkstube lag Wand an Wand mit dem Backofen, in welchem das Feuer seit einigen Stunden gebrannt hatte. Die Hitze war nicht zum Ausdauren. Ein Savoyard und ein Tyroler saßen am Tische und aßen ihr Abend-

brodt. Der Savoyard war ein Mann zu Jahren, groß, stark, seine dicken schwarzen Haare waren halb geweißt. Ich nenne ihn einen Savoyarden aus Noth; denn sein Vaterland war nicht zu errathen, so wenig wie die Sprache, deren er sich bediente. Ich konnte nicht herausbringen, ob sie ein französischer oder italienischer Dialekt war. Sie hatte das Vokalenreiche der letzten, und dabei das Zusammengezogene der ersten. Er erzählte mir, daß er vom Deutschen, das er Linge Tüsse (vermuthlich verderbt aus Lingua Tedesca) nannte, nicht mehr als das Wort Brannewien (Branntewein) wüßte. Ich fragte ihn auf Französisch, das ich, so gut ich konnte, provenzalisch aussprach, was ihn aus seinem Vaterlande getrieben hätte. Er antwortete mir mit vielen unverständlichen Lauten, worunter ich aber La Fede zu unterscheiden glaubte. Per la religione? fragte ich ihn also. Er bejahte dies. Mir fielen die oft wiederholten Verfolgungen der Leute in den piemontesischen Thälern ein; daher fragte ich ihn, ob er vielleicht ein Waldenser wäre. Er verstand mich, und schien sich höchlich zu wundern, wie man, so fern von seinem Vaterlande, Kenntnisse von der Existenz desselben haben könnte. Er gab mir abermals eine lange Antwort, und sprach leidenschaft-

licher, als vorher, aber auch desto unverständlicher. Doch kam es mir vor, als verneinte er seinen Antheil an den Valdensern, und behauptete, daß er von einer andern Secte wäre. Es that ihm sehr leid, daß ich ihn nicht verstand; er seufzte und hob die Augen voll Klagen und Wehmuth zum Himmel, mit dem sein Blick nicht zürnte, nur sein Anliegen ihm vortrug.

Der Tyroler, ebenfalls ein Mann gegen sechszig, war einige Meilen jenseit Inspruck wohnhaft. Er handelte mit Violinen nach Rußland. Seine Waaren gehen mit den Frachtfuhren nach Lübeck, und von da mit ihm zu Schiffe nach Petersburg. Seit sieben und zwanzig Jahren treibt er diesen Handel. Vier und funfzig mal hatte er diesen nemlichen Weg gemacht. 14000 Violinen behauptet er, in dieser Zeit wol abgesetzt zu haben, worauf er nicht so viel verdient, daß er, ohne die Reise jährlich zu wiederholen, leben kann. Er muß nicht zu den gewinnsüchtigen Handelsleuten gehören. Es war ein genügsamer, guter Mann. Er theilte mit dem Savoyarden sein Abendbrodt, gab ihm das Beste von seinem kleinen Vorrath, und behielt die Käserinde für sich. Der Savoyard konnte die schwarze Brodtkruste, welche die Wir-

thin aufgetischt hatte, nicht mehr beissen. Er war zahnlos. Der ehrliche Tyroler hatte zwei Semmeln in seinem Schnapsacke, er grub die Krumen für den Savoyarden aus, schob sie ihm ohne alle Anpreisung hin, und bot mir die Rinde dar. Ihre Mahlzeit war gemacht. Sie zogen sich aus, streckten sich auf der über den Boden hingeworfenen Streu hin. Der Tyroler schlief schon im Niederlegen. Der Savoyard wälzte sich herum, seufzte und murmelte seine unverständlichen Klagen für sich hin.

Das Stübchen ward immer heisser, es war nicht zum Aushalten. Ich ging hinaus, um ein kühleres und einsameres Nachtlager aufzusuchen. Da war keins. Das Haus fing mit der Stube an, und hörte mit einem kleinen engen Vorplatz auf; hier schlief die Wirthin mit ihren Kleinen. Ich war schon willens unter freiem Himmel zu übernachten, als ich nicht weit vom Hause mehrere Lichter brennen sah. Meine Wirthin sagte mir, es wäre der Herrenhof, sie sähe wohl, ich könne in der Stube nicht ausdauern, sie rieth mir nach dem Hofe zu gehen und dort Nachtlager zu begehren; der Pächter sey schuldig, den Reisenden ein freies Bette zu geben. Ich befolgte ihren

Rath, den sie mir so gutherzig gegen ihr Interesse gab, für welches sie doch großes Recht zu sorgen hatte, denn sie war arm, Wittwe und Mutter von drei Kindern. Der Pachthof war noch offen. Damit aber war nichts gewonnen. Zwei große losgelassene Kettenhunde vertheidigten den Eingang zu diesem gastfreien Hause. Sie fuhren mich an, ich hatte alle Hände voll zu thun, sie abzuwehren. Durchkommen konnte ich nicht. Nach langem Gebell erschien ein Knecht mit einer Laterne, um zu sehen, mit wem sich die Hunde zankten. Ich sagte ihm mein Anliegen. Er war willig und freundlich, band die Hunde vest und führte mich hinein. Die Pächterin saß noch auf. Sie bewilligte mir sogleich mein Gesuch wegen eines Nachtlagers. Zu essen aber, hieß es, habe sie für mich nichts. Doch erhielt ich nach wiederholtem Ansuchen Milch und Brodt. Während ich mein patriarchalisches Abendessen verzehrte, unterhielt die Pächterin sich mit einem Menschen, der in seinem ganzen Wesen etwas Reducirtes hatte, und einem Unterofficier eines abgedankten Freikorps nicht unähnlich sah. Die Pächterin ließ sich von ihm mit staunender Aufmerksamkeit vorlügen. Der Mensch wollte die halbe Welt durchgereist seyn, und alle Sprachen verstehen, den amerikanischen Krieg als Chi-

rurgus unter den Zerbster Truppen mitgemacht haben, und von da über Ostindien, Batavia und dem Cap zurückgekommen seyn. Ich that ihm einige Fragen, das Wesentliche der Sache betreffend, und fing ein paar Sprachen mit ihm zu reden an. Beides machte ihn gleich verdutzt, und ich sah, daß er sich nicht einmal von Eisenach nach Bremen zu finden wußte, und in seinem Leben nicht über die Gränze von Thüringen ausgesehen hatte. In der Heilkunde war er ein Erzignorant; er kannte den Namen Tissot nicht einmal. Weh dem kranken oder gesunden Thüringschen Bauer, der in seine Hände fällt! Demungeachtet schien er mit der Wirthin des Hauses nicht in schlechtem Vernehmen zu stehen, deren Blicke mir es sehr übel zu deuten schienen, daß ich ein Verhör mit diesem von ihr begünstigten Prahler anstellte. Ich wollte mich deshalb keinen Unannehmlichkeiten aussetzen, sondern eilte zu Bette. Für das Nachtlager wollte man des andern Morgens beim Weggehen nichts annehmen. Die Milch und das Brodt ließ man sich aber reichlich vergüten.

Dieser Pachthof heißt Bischofsroda, und gehört dem Benediktiner Kloster in Erfurt. Zweimal im Jahre kommen drei von den Prälaten

herüber, bleiben acht Tage hier und lassen sich weidlich traktiren. Sie entschädigen sich hier für die Abgeschiedenheit, in der sie auf ihrem Petersberge in Erfurt leben. Aus dem irdischen Leben, das sie hier führen, mögte man schliessen, daß sie von der Nichtigkeit der Welt nicht so ganz überzeugt wären, und sich in die Entsagungen, die ihr Orden heischt, nicht so recht fügen könnten.

V.

Eisenach.

In Bischofsroda lag noch alles in tiefen Schlaf gehüllt, als ich früh Morgens den Ort verließ. Niemand war zu finden, der mir den Weg weiter zeigen konnte, als ich hinter dem Dorfe war. Ich wanderte also aufs Gerathewol über eine sehr nasse Wiese hin, und auf ein allein stehendes, großes Gehöft zu, worin auch noch alles in stillem Schlummer lag. Warten durfte ich auch hier wegen der Nässe des Bodens nicht, welche die ganze Luft um mich her durchfeuchtete, und mußte mich entschliessen, meine Nase allein zum Wegweiser zu nehmen, und versuchen, ob Eisenach sich so von mir wollte finden lassen. Kaum war ich bei dem einsamen langen Gebäude hingelangt, als, in reiner Glorie des Morgens, eine hohe weisse Burg, den Gipfel eines Berges krönend, sich auf einmal

meinen staunenden Augen enthüllte. Ich hatte mir die Warteburg nicht so hoch, so unverfallen, so weiß vorgestellt. Ich zweifelte wirklich, ob sie es wäre, oder ob ich durch Irrthum in eine andere Gegend gerathen wäre. Gesetzt auch, ich käme anders wohin, dachte ich, so würde es wol der Mühe werth seyn, diese schöne Burg näher zu betrachten; Eisenach soll mir doch nicht entwischen.

Im Fortgehen glitt die ersehene Burg zauberhaft mit meinen Blicken herum. Mein Weg dehnte sich in einer beständigen Irrbahn, links und rechts, bis ich nach Eisenach gelangte. Ich brachte in gutem Schritte drei volle Stunden darauf zu, ob man gleich diesen Weg nur eine Meile rechnen will. Bei Erblickung der Stadt machte ich eine Vergleichung — oder vielmehr ich machte sie nicht; sie drang sich mir von selbst auf. Kaum mag ich sie hersetzen; man könnte dafür halten, als ob ich geflissentlich spotten wollte. Indessen hoff' ich, man kennt mich aus dem Gelesenen schon zu gut, als daß man glauben wollte, meine Art zu spotten, wenn mir es je einfällt, wäre so jämmerlich. Ich sage bloß, wie mir die Sache vorgekommen ist.

Wenn man Eisenach von weitem in seiner ganzen Kalkweisse, im Hintergrunde von Bergen durchgraut, liegen sieht, so kann man sich des Gedankens an eine wohl angefüllte, ausgebleichte Schindgrube nicht erwehren; so ähnlich sieht die unförmliche Masse von weissen Häusern und Thürmen den hingeworfenen, entfleischten Schädeln, Rückgraten und Knochen. Die gute Stadt ist auch gar zu weiß; eine Eigenschaft, die sie nicht im geringsten schöner, sondern höchstens sichtbarer macht. Der Anblick des alten modrigen Goslar erregte ganz andere Empfindungen in mir, als der von Eisenach. Ein altes runzlichtes Mütterchen ist nicht schön, sie erweckt aber nicht den Eckel, wie eine krank geschminkte Dame, der die Kreide fingerdick auf der Stirne liegt.

Die Stadt liegt unter dem 50 Gr. 46 M. nördlicher Breite, am westlichen Rande des obersächsischen Kreises, in einem weiten Thale, das auf der Südseite hart an der Stadt mit hohen Felsenbergen umgeben ist. Die Ebene, welche sich in Norden und Westen hindehnt, ist in kleine Krautgärten getheilt, in welchen Gemüse aller Art in Ueberfluß und großer Vollkommenheit wachsen.

Dies fruchtbare Thal wird von zweien Flüssen, der Hörsel und der Neisse durchströmt. Der erste entspringt bei Rheinhardsbrunn, fließt hart an Eisenach vorbei, und fällt beim Dorfe Hörsel in die Werre. Er ist fischreich, vorzüglich an Forellen und Aeschen. Die Neisse entsteht zwischen Erfurt und Gotha, und vereinigt sich bei der Stadt mit der Hörsel. Bis dahin, wo sie allein und unvermischt fließt, friert sie nie zu. Während des heftigen Winters von 1407, in welchem der Rhein und die Werre über vier Monate in Eis verwandelt waren, so daß keine Mühle ging, mahlten die Müller an der Neisse für Franken und Hessen.

Eisenach ist gut gebaut, die Straßen sind breit und regelmäßig, die Häuser zum Theil modern. Der Schloßplatz ein schönes Viereck. Das Ganze hat viel symmetrisches. Die Hauptgassen sind wie die Pariser à la Reverbère durch große in der Mitte hängende Glaslampen erleuchtet. Etwan 1500 Feuerstellen mit 9000 Einwohnern mag der Ort fassen. Die Bürger besitzen große Ländereien, welche sie im Frühling in kleinen Portionen an die geringern Leute vermiethen, die solche düngen und Gartengewächse darauf ziehn.

Nachdem diese abgelesen sind, säet der Eigenthümer des Feldes erst sein Sommerkorn darauf, das in dieser lockern, gutgedüngten Erde eine vielfältige Erndte bringt.

Die ganze umliegende Gegend, das Eichsfeld vorzüglich, webt Rasch. Dieser wird hier gewalkt, gedruckt, gefärbt und in großer Menge auf der Frankfurter Messe abgesetzt. Diese Erwerbzweige und das, was die Regierung und Dicasterien verzehren, sind die Nahrungsquellen der Einwohner. Die Stadt trieb in vorigen Zeiten einen starken Bierhandel. Die innerhalb einer Meile ihres Umfangs liegenden Dörfer und adelichen Höfe mußten ihr Bier aus Eisenach nehmen, und durften selber nicht brauen. Daher kam es, daß jedes Erbe wenigstens einmal im Jahre braute. Jetzt kommt das Reihebrauen kaum einmal in drei Jahren herum.

Die reichlichen Abgaben stehen mit der beschränkten Wohlhabenheit des Orts in keinem billigen Verhältnisse. Ein Haus von 2000 Rthlr. an Werth, giebt jährlich dreizehn Steuern, wovon jede mit 3 Rthlr. 11 Gr. 8 pf. bezahlt wird. Ohne dies muß jedes Erbe noch 6 Gulden Schoß zahlen. Die Accise ist noch drückender. Ein Pfund Fleisch giebt 1 Pfennig. Die Bouteille Bier 2

Pfennige. Bei allen Erbfällen, wenn der Mann oder die Frau stirbt, und keine Kinder da sind, muß der nachgebliebene Gatte 10 p. Ct. vom Vermögen an das Waisenhaus zahlen.

Eisenach, das nach dem Abgang der thüringischen Landgrafen unter seinen eigenen Herzögen stand, kam in der Folge an das Haus Weimar. Die Einwohner denken mit Sehnsucht an jene Zeiten zurück, wo ihr Landesherr in ihrer Mitte wohnte. Der Zeit erhielten sie auf ihre Klagen Bescheid. Hielten sie die Aussprüche der Behörde nicht für Recht, so gingen sie zum Herzoge. Der gab ihnen Recht oder Unrecht. Wenn sie jetzt von den Aussprüchen der Dicasterien zum Herzoge appelliren, so wird ihr Gesuch wieder zurück zum Bericht verwiesen, der gewöhnlich dahin zielt, daß der Supplikant froh seyn muß, ohne Zuchthaus davon zu kommen.

Das jetzige Eisenach ward 1073 vom Grafen Ludwig II. der von ihm erbauten Warteburg willen hieher verlegt. Das alte Eisenach lag zwei Stunden südlicher, da, wo jetzt das Ruhlaer Bad ist. Unter einem in Eisenach gefundenen Prospect der Stadt fand ich ihre Geschichte in folgenden altdeutschen Versen beschrieben:

Diese wahre Abconterfactur
Zeiget an in einer Figur
Wie Eisenach im Thüringer Land
Vor Alters war in ihrem Stand.
Eisenach aber den Namen hat,
Wie in Historien geschrieben stat,
Von einem Eisenschmidt zwar,
Welcher vor lang und vielen Jahr
Am Wasser haet genannt die Neß,
Seine Wohnung hätt und sein Eß,
Der daselbst thäte Eisen machen,
Das ward geholt auf Wagen und auf Nachen —
Und weil es war ein gelegener Ort,
So hat man da gebauet fort,
Und hat sich so weit erstreckt,
Daß er ward zu einem Marktfleck.
Dadurch es zugenommen hat,
Das letztlich ward zu einer Stadt,
Und ward also von Eisemach
Die Stadt genannt Eisenach.
455 da hat in Eisenach der Stadt
Der Hunnen König Attila gehalten Rath
Mit den Herren in Düringer Land,
Die zu ihm kamen allesamt.
919 da erhub sich ein groß Streit
An den Ort da jetzt Eisenach leit,

Und wurden 10000 Hungern erschlagen —
60000 Döringer hört man sagen,
Und 2 Thüringer Könige gut,
Die da vergossen all ihr Blut.
1067 als man schrieb in diesem Jahr
Ward gebaut das Schloß fürwahr.
Warteburg das edle Fürstenhaus,
Das richt Lant-graf Ludwig der Springer auf
In großer geschwinder theurer Zeit,
Als das arme Volk groß Hunger leit,
Die durch Qual und Hungersnoth
Dran arbeiten um das liebe Brodt.
Auf diese Zeit aber hat
Eisenach die alte Stadt
Gelegen an einen andern Ort.
1073 dahin sie Landgraf Ludwik fort
Dem Schloß zu Behilf und Gelegenheit
Gelegt an den Ort, da sie jetzund leit,
Und habens müssen thun zur Frohn
Das Landvolk seine Unterthan'n,
Daß man ein Stück nach dem andern hat
Gebracht hin in die neue Stadt,
Und ward die Stadt hierher fundirt,
Und mit schön'n Gebäuden geziert.
1151 da ward gebaut zu Hand
Das Kloster St. Nicolaus genannt.

1159 da baut Landgraf Ludwik da mit Ehr
Die Pfarrkirch St. Georgen her.
1214 ward von Landgraf Herrmann
St. Catharinen Kloster gefangen an.
1336 ward gebaut die Cell St. Elisabeth,
Wie sie hie gemahlet steht.
1342 ist in der Stadt ein Feuer ausgekommen:
Davon die Stadt in die Hälft verbronnen.
1369 in diesem Jahr ward das Karthaus
Gebaut zu einem Gotteshaus.
1522 hat man
Das Evangelium genommen an.
Gott woll die Stadt zu jeder Zeit
Erhalten in Fried und Einigkeit,
Und woll uns allesammt geben
Nach dieser Zeit das ewge Leben.

1689.

Im Vordergrunde dieses Gemähldes reiten die Grafen Ludwig, Herrmann und Balthasar als Todtengerippe auf Schecken hinter einander her. Ludwig, als Erbauer der Stadtmauer und eines Theils der Stadt. Herrmann, der die Ausbauung vollendete, und die Vorstädte anlegte. Balthasar war der letzte hier residirende Landgraf.

Die in vielem Betracht merkwürdige Warteburg liegt auf einem hohen Felsen der Stadt in Süden. Der Weg hinauf ist sehr schroff und eine gute deutsche Viertelmeile vom Stadtthore an. Die letzten paar hundert Schritte sind durch den Felsen gehauen. Der Berg und die ihn umgebenden Gebirge sind ein harter Granit, mit einem braunen Mooß überwachsen. Es sind keine scharfkantige Steinmassen. Es ist ein pralliges Gebirge, aus abgerundeten Felsen = Schädeln zusammengereiht. Schichte, Bänke, Trümmern, Schiefer und Bruchstücke sahe ich nirgend.

Die Warteburg ward zwischen 1069 und 1072 vom Grafen Ludwig erbaut. Thüringen war der Zeit von einer schweren Hungersnoth heimgesucht. Ludwigs Magazine zu Sangershausen standen gefüllt. Wer Brodt haben wollte, mußte kommen und am Bau der Warteburg fröhnen. Die Arbeiter gewannen nichts als Rettung vom Hungertode. Ludwig zahlte nur mit Brodt. 1082 stand die Warteburg als das prachtvolleste Schloß im thüringer Land fertig da. Die Dächer waren mit Blei gedeckt. Schnitzwerk, Bildhauerei und Zierathen waren im Innern reichlich angebracht. Jetzt sieht man nur noch zerfallene Spuren von

diesen alten Herrlichkeiten. Ein großer Theil der alten Gebäude brannte 1317 durch einen Blitzstrahl ab. Die nachgebliebenen Wohnungen des Hauptgebäudes sind des Landgrafen Zimmer, der alte Rittersaal, der jetzt in einen Heuboden verwandelt ist; ein Felsenkeller, ein alter Thurm und das Zeughaus, in welchem einige alte Gewehre, Rüstungen und Fahnen zu sehen sind.

Von den dreizehn thüringschen Landgrafen, die hier residirt haben, sind, ausser Ludwig dem Springer, Ludwig IV. seiner strengen Gerechtigkeit willen, Herrmann wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften, und Ludwig VI. seiner frommen Elisabeth willen, merkwürdig.

Ludwig ward, da er kaum seine Warteburg fertig sah, in Gemeinschaft der Sachsen und Thüringer, die sich von Heinrich IV. nicht wollten den Zehnten aufbürden lassen, im Kriege verwickelt. In der Schlacht bei Langensalza überwunden, flohe er auf die Warteburg; unterwarf sich in der Folge an Heinrich, der ihn aber gegen Wort und Brief nach Giebichenstein auf die Veste setzen ließ. Hier saß er zwei volle Jahre, und entkam nur durch einen kühnen Sprung aus dem

gethürmten Schlosse in die vorüberfliessende Saale. Er hatte einen leichten Windrock angelegt, der ihn auf dem Winde trug, so daß er unbeschadet auf den Strom herabsank. Hiedurch erwarb er sich den Beinamen des Springers. Dieser Beiname ist der einzige Bürge, den die Geschichte für die Wahrheit der erzählten That aufzuweisen hat. Heinrich IV. ungerathener Sohn, der als der fünfte Heinrich in Deutschland gern tyrannisirt hätte, wenn er nicht von den Päpsten in die Enge getrieben wäre, stieß seinen Vater vom Thron. Ludwig nahm die Partei des ins Elend getriebenen Fürsten. Hierfür ward er in die Acht erklärt und verhaftet. Ludwigs Söhne waren bessere Kinder, als der ausgeartete Heinrich, sie schlugen sich gegen ihn zu den Sachsen. Aber das parteisüchtige Glück stritt gegen sie. Sie wurden geschlagen, geächtet und flüchtig. Ihre Lande nahm Heinrich, und sie erhielten sie nur gegen große Aufopferungen zurück. Ludwig der Vater, aller Welthändel müde, ward ein Mönch, und starb als solcher im Benedictiner Kloster zu Rheinhardsbrunn.

Ludwig IV. fing seine Regierung mit vieler Milde an. Die Großen des Landes, weit ent-

fernt seinem Beispiele zu folgen, nutzten vielmehr seine Nachsicht, ihre Unterthanen recht zu drücken. Jeder Edelmann in Thüringen war ein harter Tyrann. Alle übrigen Landbewohner Sclaven. Während der grausamen Hungersnoth, die von 1067 bis 1072 im Lande wüthete, hatte Niemand Getreide als die Edelleute. Diese hatten ihre Speicher gefüllt. Wer sein Leben retten wollte, mußte sich an seinen Edelmann verkaufen. Acht Tage Brodt war schon ein guter Preis. So ward halb Thüringen leibeigen. Ludwig, dem das harte Joch seiner Unterthanen lange verborgen blieb, ward durch einen Zufall aus seinem Irrthum gerissen. Auf der Jagd verirrt, kam er in dem Dorfe Ruhla zu der Hütte eines Hammerschmiedes. Dieser nahm den Landgrafen, ohne sich den Schein zu geben, als ob er ihn kannte, gastfrei auf, und schmiedete dabei auf das weiche Eisen fort, indem er ein Lied sang, das sich immer mit dem Refrain: Landgraf werde hart! endigte. Dies brachte Ludwig zum Nachdenken. Er durchzog seine Lande, sah das allgemeine Elend, wollte die Misbräuche abschaffen, die bösen Edelleute bestrafen, aber es war zu spät, sie gehorchten nicht, widersetzten sich seinen Befehlen, schlugen sich zusammen und fingen mit

Ludwig einen offenen Krieg an. In diesem wurden sie überwunden. Die mehrsten von ihnen wurden zu Gefangenen gemacht, und derb gezüchtigt. Der aufgebrachte Landgraf ließ vier und vier vor einen Pflug spannen, er selbst trieb den Pflug, und schlug mit einem tüchtigen Ochsenziemer auf die im blossen Hemde angeschirrten Edelleute los. So mußten sie ein ziemlich weites Feld umackern. Dieses geschah zwischen Nauemburg und Freiburg, wo noch jetzt ein Stück Land unter dem Namen des Adelackers in der ganzen Gegend bekannt ist. Ludwig legte seine gerechte Strenge gegen den Adel nie wieder ab. Darüber ward ihm von diesem sehr nachgestellt. Deshalb legte er einen eisernen Panzer zu, dem er bis an seinen Tod, selbst im Schlafe, trug. Hiervon erhielt er den Beinahmen des Eisernen. Er war aus einem sanften und nachsichtigen, ein strenger, aber gerechter Fürst geworden. Die Thüringer segnen seine Asche, und stehen noch jetzt nach 700 Jahren, mit dankbarer Bewunderung, vor seinem Bilde, das auf der Warteburg im Landgrafen-Zimmer in Lebensgröße zu sehen ist. Obige Geschichten sind in kleinen Gemählden dargestellt, von der Zeit verwischt, und fast unkennbar.

Unter Landgraf Herrmann I. war die Wartburg ein Sitz der, in jenen Zeiten mit so vielem Recht bewunderten, Minne- und Meister-Sänger. Diese zärtlichen Dichter der feinern Muse sind von den Bänkelsängern, die das pöbelhafte und schmutzige ihres Jahrhunderts durch Gassenlieder auf die Nachwelt brachten, wohl zu unterscheiden. Die deutschen Meister-Sänger waren ihrem Vaterlande das, was die Trubadours für Frankreich, und die provenzalischen Dichter für Ober-Italien waren. Die deutsche Sprache verdankt ihnen manche Schönheiten, und es läßt sich in den aus jenem Zeitalter nachgebliebenen Stücken eine gewisse Glätte nicht verkennen, wodurch man das rauhe Idiom zu verschönern suchte; ein Wohllaut des Ausdrucks und der Sylben, den man nachher wieder sehr vernachläßigt hat; und eine Sanftheit der Empfindungen, die nur mit einer schon weit gekommenen Kultur zu vereinbaren ist. Wer die Minnesänger aufmerksam liest, und mit den spätern deutschen Dichtern vergleicht, sollte meinen, das goldne Alter unserer Poesie sei schon da gewesen, sagt ein denkender Kunstrichter.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wohnte eine kleine, auserlesene Gesellschaft jener

Dichter auf der Warteburg. An ihrer Spitze stand Heinrich von Veldeck. Von ihm ist die älteste deutsche Uebersetzung, oder vielmehr Nachahmung der Aeneide, in welche er die Thaten Kaiser Friedrichs I. einwebte. Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwitzen, Wolfram von Eschenbach, Peter Olpe, und Heinrich von Afterdingen waren die Uebrigen. Zuweilen stieg die Begeisterung dieser Dichter bis zur Wuth. So gingen Walther von der Vogelweide und Heinrich von Afterdingen einst einen Wettstreit ein. Ersterer erwählte den Landgrafen Herrmann, dieser den Herzog Leopold VII. von Oesterreich zum Gegenstand ihrer Muse. Heinrich von Afterdingen siegte. Der gekränkte Walther war überwunden, aber um so weniger zufrieden. Er heischte einen neuen Versuch. Dieser ward unter der harten Bedingung zugestanden, daß der Besiegte ohne Aufschub den Händen des Eisenacher Scharfrichters überliefert werden sollte. Reinhard von Zwitzen und Wolfram von Eschenbach wurden zu Schiedsrichtern ernannt. Heinrich von Veldeck und Peter Olpe traten Walther von der Vogelweide als Sekundanten bei. Diese, da sie sahen, daß Walther dem Unterliegen nahe war, wußten es dahin zu drehen, daß der Streit durch Würfel ausgespielt würde. Nun

verlor der Afterdinger, seine Gegner hatten falsch gespielt. Der Scharfrichter Stempel wollte den unglücklichen Dichter schon wegführen, als ihm auf sein vieles Bitten ein neuer Wettkampf zugestanden ward. War es Furcht vor der Hinrichtung, oder gelang es seinen Gegnern, ihn sonst irre zu machen. Genug, seine Einbildungskraft hatte gelitten, seine Verse geriethen schlecht. Afterdingen verlor förmlich. Er mußte dem fatalen Geschick nachgeben. Stempel schrob die Wurfmaschine schon zurecht, mit der er, der arme Dichter, nach Eisenach geschleudert werden sollte, als die Landgräfin Sophie sich dringend für ihn verwandte, und die Sache dahin vermittelte, daß Klingsorn, der größte Meistersänger seiner Zeit, zum Schiedsrichter ernannt wurde. Dieser sollte innerhalb Jahresfrist ein Endurtheil sprechen. Klingsorn war in den schönen Wissenschaften der berühmteste Mann seines Jahrhunderts. Er war Arzt, Dichter, Sternkundiger, Bergbauer, hatte die Morgenländer bereist, war in Bagdad unter den gelehrten Arabern in den Geheimnissen der schwarzen Kunst eingeweihet worden. Er lebte am Hofe Andreas II., Königs in Ungarn, über dessen Bergwerke er gesetzt war, wofür er das der Zeit ungeheure Gehalt von 3000 Mark Sil-

der genoß. Afterdingen zog zu ihm, und gewann es über ihn, daß er die Reise zur Warteburg mit machte, wo es ihm glückte, die uneinigen Meistersänger auszusöhnen.

Klingsorns Aufenthalt auf der Warteburg hatte noch die Folge, daß Herrmann eine Gesandschaft nach Ofen sandte, und beim Könige von Ungarn um seine Tochter für seinen Sohn Ludwig anhalten ließ. Die Braut, vier Jahr alt, ward den Gesandten in einer silbernen Wiege übergeben, und bei ihrer Ankunft zur Warteburg mit dem eilfjährigen Bräutigam eingesegnet. Dieses Paar ward in der Folge ihrer beiderseitigen Frömmigkeit willen berühmt. Ja, Elisabeth vom Pabst Gregor IX. zu einer Heiligen erhoben. Sie war von zarter Jugend an eine fromme Schwärmerin. Die Hofleute, welche in der Zukunft ein andächtiges, freudenloses Leben erblickten, wandten alles an, Ludwig zu bewegen, seine Braut zurückzuschicken. Aber er liebte sie bereits zu sehr. Sie ward mit ihm an ihrem vierzehnten Geburtstage vermählt. Ob Elisabeth an den sinnlichen Freuden der Ehe überhaupt keinen Geschmack gefunden hat, oder ob eine geheime und feurigere Liebe als die legitime sie aus dem Bette zog, darüber finden sich

in der Geschichte nur zweideutige Spuren. Religionsschwärmerei soll sie nach den Behauptungen der mehrsten von der Seite Ludwigs zum Gebete gezogen haben. Diese Andachtsübungen dauerten oft so lange, daß man sie am Morgen kniend eingeschlafen fand. Wenn Ludwig sie von dieser üblen Gewohnheit abbringen wollte, so geisselte sie sich so unbarmherzig, daß der gutmüthige Mann sie lieber gehen ließ, und allein und verlassen schlief.

Ihr weitgehender Fanatismus ward indessen noch von ihrer großen Wohlthätigkeit übertroffen. Sie war eine liebreiche Mütter der Armen. Zwischen der Warteburg und Eisenach baute sie ein Spital, worin 28 arme Kranke unterhalten, und größtentheils von ihr selber gepflegt wurden. Noch sieht man den Elisabethenbrunn, den sie ausgraben und fassen ließ, zu welchem noch im 16ten Jahrhundert andächtige Katholiken fleißig wallfahrteten. Sie ist die Stifterin des am Georgerthor vor Eisenach liegenden Hospitals St. Annen, in welchem abgelebte, von der Welt verlassene Menschen Aufenthalt und Unterhalt finden. Das Hospital der Weibersiechen am nehmlichen Thore ist ebenfalls von ihr erbaut. Während der Theu-

rung von 1225 und 26 reichte sie eigenhändig an 900 Menschen täglich Unterhalt. Ihre Milde hatte keine Gränzen, ihr Weggeben ward Verschwendung. Die Amtleute und Rentmeister machten dem Landgrafen deshalb Vorstellungen, wobei sie äußerten, daß, wann es so fortginge, das Land bald verbaut und vergeben seyn würde. Ludwig war ein edler Mensch, es dünkte ihm klein, der Großmuth einer geliebten Person Gränzen setzen zu wollen. Er gab den Bescheid: „Nu „lasset mein liebes Elisabethlein den armen Leuten „Gutes thun, und was sie vergiebt um Gottes „willen, da rede ihr Niemand ein, allein daß „sie mir nur die Warteburg und die Neueburg „nicht vergiebt, so bin ich wohl zufrieden.“

Elisabeths wohlthätiges Leben ward von einer bösen Schwiegermutter getrübt. Sie verläumdete die unvorsichtige Schwärmerin bei ihrem Sohne unablässig, und wenn dieser gleich gegen alle Anschuldigungen seiner geliebten Elisabeth taub blieb, so quälte und kränkte die böse Alte doch das stille Weib bei allen Gelegenheiten. Die Geschichte hat mehrere Anekdoten aufbewahrt, wo der Himmel selbst sich durch Wunder für die fromme Frau verwenden mußte, um sie aus den Fallen zu retten,

die ihre tückische Schwiegermutter ihr legte. So badete Elisabeth einst einen Aussätzigen in der Wanne des heiligen Stephans, die ihr Vater ihr mitgegeben hatte, und räumte dem Kranken einen Platz in ihrem Bette ein. Ludwigs Mutter hatte ihre Schnur belauscht. Sie eilte zum Landgrafen, mit der Versicherung, er könne den Buhlen seines frommen Weibes jetzt in seinem längst geschändeten Ehebette finden, wenn er sich hinbemühen und Augen zum sehen und Hände zum fühlen mitnähme. Ludwig ging mehr aus Gehorsam für seine Mutter, als aus Mistrauen gegen Elisabeth. Er kam, hob die Decke auf und fand — — ein Kruzifix.

Ein andermal stieg Elisabeth mit einem Korb voll Lebensmittel hinab ins Thal, um ein paar müde Wanderer zu erquicken. Ihre Schwiegermutter hatte sich in den Weg gelagert, nahm ihr den Korb ab, und eilte damit zum Landgrafen, um ihn zu überzeugen, wie seine Frau die durch die Hungersnoth knapp gewordenen Lebensmittel an Landstreicher verschwende, und siehe da, Fleisch, Brodt und Wein waren zu — — Feldblumen geworden. Die Geschichte hat noch eine Menge Wunder von ihr aufgezeichnet. Z. B. die irdenen

Gefäſſe, welche ſie in die Spitäler gab, zerbrachen nie. Theilte ſie Lebensmittel aus, ſo vermehrten ſich ſolche, bis alle Hungrige geſättigt waren. Aus dem Eliſabethenbrunnen zog ſie Fiſche, wann ſie wollte. Sie betete mit einem Blinden, und er ward ſehend. Sie wuſch ſelbſt für die Armen, es mogte regnen oder ſchneien, wenn ſie die Wäſche hing, ſchien die Sonne. Mit den Engeln lebte ſie in enger Gemeinſchaft, der Heiland beſuchte ſie oft. Ueberhaupt rührt eine große Menge der Mirackel, an welche noch ein Theil andächtiger Katholiken glaubt, und wovon viele in Legenden und gottſeligen Romanen, mit welchen ſonſt die Reutlinger Buchführer ihren Schnitt zu machen wußten, aufbewahrt wurden, von der heiligen Landgräfin Eliſabeth her. War ſie wirklich ſo fromm, oder ſind die ärgerlichen Chroniken von ihr verbrannt? Man kann es nicht entſcheiden. Folgendes wird wenigſtens auch von ihr erzählt.

Sie hatte zum Beichtvater und Wunderpreiſer einen Magiſter Konrad von Marburg, der ein Erzheuchler war, und den Schwärmer troz Caglioſtro zu ſpielen verſtand. Dieſer verſchlagene Böſewicht hinterging das ſchwärmeriſche Weib.

Wie leicht ist eine in die höhern Sphären entrückte Seele von einem in irdischen Künsten geübten Bösewicht überlistet! Elisabeth in süsse Andacht versunken, ward beim unverlornen Bewußtseyn ihrer Unschuld, eine Verbrecherin, das sündige Opfer eines wollüstigen Pfaffen.

Auf Magister Konrads Zureden und aus eigenem Andachtstriebe übernahm Landgraf Ludwig 1227 einen Kreuzzug zum heiligen Grabe. Er kam nur bis in Italien und wo er im nehmlichen Jahre zu Otranto starb. Wie sein Bruder Heinrich, dem er die Landesregierung anvertraut hatte, den Tod seines Bruders erfuhr, jagte er dessen Weib und Kinder ins Elend. Die verwaiste Familie flüchtete nach Bamberg. Doch verglich sich Heinrich das Jahr darauf mit seiner Schwiegerin, und räumte ihr Marburg zum Wittwensitz ein. Nachdem Elisabeth hier zwei Jahre in der Gesellschaft ihres Beichtigers sehr eingezogen gelebt hatte, starb sie 1231 im Frühling ihrer Jahre, wahrscheinlich durch Vergiftung.

Sie hängt in Lebensgröße, von Kranken und Bettlern umringt, gemahlt in der Kapelle zur Warteburg. Unter dem Gemählde ist eine Armen-

büchse angeschlossen mit folgender Ueberschrift, die, wie die „entgegenblühende Freude" ausweißt, erst in unsern Tagen von einem wohlmeinenden Reimer gemacht ist.

Ihr Edlen! denket bei dem Bilde
Jener Menschenfreundin, die voll Milde,
An den Armen, dessen Dank euch lohnt,
Und es blüh' auf euren Wegen
Euch die süße Freud entgegen,
Die allein in guten Herzen wohnt.

Die Bettstatt der heiligen Elisabeth ist lange in großem Ruf, als ein untrügliches Mittel gegen Zahnschmerzen gewesen. Zahnstocher aus ihr geschnitten, gingen so stark, daß manche neugebaute Bettstatt auf diese Art weggetragen wurde.

In spätern Zeiten ist die Warteburg durch Luthers Gefangenschaft, oder zehn monatlichen Aufenthalt auf derselben merkwürdig geworden. Luther, auf den Reichstag zu Worms geladen, hatte von Karl V. sichres Geleit erhalten. Vor der Reichsversammlung, in der Karl selber präsidirte, fand er seine Schriften mit der Frage vorgelegt, ob er solche für die seinige erkenne.

Als er solches bejahte, und nicht zum Widerruf zu bringen war, sprach Karl die Acht über ihn aus, und schränkte das gegebene Geleit auf ein und zwanzig Tage ein. Auf der Rückreise, wie er von seinen Verwandten in Möhra nach Waltershausen fährt, und ihm nur noch Ein Tag von den ein und zwanzig Geleitstagen übrig war, ward er hinter dem Schlosse Altenstein in einem Hohlwege überfallen, und auf die Warteburg gebracht. Dies geschah auf Anstiften des Kuhrfürsten von Sachsen, der für Luther fürchtete, und sich seiner Auslieferung, als eines von Kaiser und Reich Geächteten, nicht hätte entziehen können. Er hatte seinen Amtleuten, Johann von Berleptsch zur Warteburg, und Burckhardt von Hundt zum Altenstein, den Befehl gegeben, Luthern auf eins dieser Schlösser zu bringen, ohne es ihm kund zu thun, welches von beiden der Aufenthalt des Aufgefangenen seyn würde, damit er mit gutem Gewissen sagen könne, er wisse es nicht. Diese beiden Amtleute brachten Luthern, unter der Benennung des Ritter Görges, auf die Warteburg.

Diesem einsamen Aufenthalt des großen Mannes verdankt die keimende Religions-Aufklärung

eine Menge wichtiger Arbeiten Luthers. Hier schrieb er wider die Ohrenbeichte, wider Jacob Latronum, über den Misbrauch der Messe, wider die Geistlichen- und Kloster-Gelübde, verfertigte seine Auslegung des 22. 27. und 68. Psalms, brachte die Erklärung des Magnificats zu Ende, fing eine Kirchenpostille zu schreiben an, und übersetzte das neue Testament.

Seine anstrengende Arbeiten und sitzende Lebensart untergruben seine sonst so veste Gesundheit. Er litte viel an Hämorrhoidalzufällen und Verstopfungen. Ueber diese Uebel klagte er recht oft in seinen Briefen an seine Freunde. Melanchthon, den er gebeten, sich bei den Aerzten in Erfurt Raths zu erholen, sandte ihm abführende Pillen, und den Rath, sich fleißig zu bewegen. Anfänglich folgte er, saß und arbeitete weniger, und ging Tage lang auf die Jagd, konnte aber so wenig als der jüngere Plinius dieser hochadelichen Belustigung einigen Geschmack abgewinnen, wie aus folgender Stelle eines Briefes an Georg Spalatin erhellt: „Ich bin vorigen Dienstag zwei „Tage auf der Jagd gewesen, und habe die süß„lich bittre Lust der großen Helden auch kosten wol„len: wir haben zwei Hasen und ein paar arme

„Rebhünerchen gefangen. Ein Geschäfte, das „sich wohl für müßige Leute schickt, denn ich habe „auch unter Natzen und Hunden theologische Ge„danken gehabt. Aber so viel Lust mir die Gestalt „und das Ansehen selbst gemacht: so sehr hat „mich das darunter liegende Geheimniß und Bild „gedauert. Denn was bedeutet dieses Bild, als „daß der Teufel durch seine gottlosen Meister und „Hunde, nemlich die Bischöfe und Theologen, „die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fan„ge? Ach die einfältigen und gläubigen Seelen „fielen mir dabei gar zu sehr in die Augen. Es „ist noch ein schrecklicher Geheimniß dazugekommen: „da wir ein arm Häschen auf mein Bemühen le„bendig behalten, und ich es in den Ermel mei„nes Rocks versteckt und ein wenig davon gegan„gen, haben unterdessen die Hunde den armen „Hasen gefunden. So wüthet auch der Pabst und „Satan, daß er auch die geretteten Seelen ver„derbt und sich wenig um meine Mühe kümmert. „Ich habe also solches Jagen satt: und halte es „für angenehmer, daß die Wölfe, Füchse, wilde „Schweine und dergleichen, böse Meister, mit „Spiessen und Pfeilen durchrennt werden. Ich „tröste mich aber doch auch, daß eine Bedeutung „der Seligkeit darunter verborgen, wenn ehe

„Menschen Hasen und unschuldige Thiere fangen, „als wenn sie Bäre, Wölfe und räuberische Ha„bichte, und die ihnen gleiche Bischöfe und Theo„logen fangen: weil diese sich in die Hölle fressen, „jene aber zum Himmel verzehren.“

Luther ward auf der Warteburg gut gehalten. Mangel litt er nicht, im Gegentheil, er lebte im Ueberfluß, an den er nicht gewohnt war, wodurch er in Versuchungen und allerlei sinnliche Gedanken verfiel. Diese und die Art seiner Kränklichkeit brachten eine Verstimmung hervor, aus welcher, wie aus seinem heftigen Temperamente, sich seine Erscheinungen und nächtlichen Kämpfe mit den bösen Geistern erklären lassen, nach denen Luther einst in seiner finstern Schwärmerei mit dem Dintenfaß warf, wovon man bekanntlich noch jetzt den schwarzen Fleck zeigt, der sich ganz durch die weisse Wand gefressen.

Ob Luther je mit seinem Dintenfaße nach dem Teufel geworfen, ob er sich dieser That je gerühmt, und den schwarzen Fleck in seiner Stube auf der Warteburg für ein Ueberbleibsel dieses Wurfs selbst erklärt hat, überlasse ich den Lesern zur Untersuchung, welche Luthers Tischreden und

andre Schriften dieses Schlages aus seinem Zeitalter, worin noch weit seltsamere Sachen stehen, gerade zur Hand haben. Ich habe viele Gründe, auf diese Fragen bejahend zu antworten. Luther hielt sich nicht sowol für einen Mann von Geist und Muth, für das, was man vor zwanzig Jahren ein Kraftgenie genannt haben würde, das seine Ideen aus sich selbst erschafft, und seine Anwendungsart mit Originalität stempelt, als vielmehr für ein mit Einflüssen von oben herab begeistertes, zu großen Zwecken bestimmtes, immer in schwerer Uebung erhaltenes Werkzeug in der Hand Gottes. Er war Dichter, und ein so großer, als in irgend einem Zeitalter gelebt haban mag. Seine Dichtungen aber waren so stark, den Künstler selbst so angreifend, daß sie sich nicht in Worte fassen, so ungeheuer, daß sie sich nicht in gereimten Zeilen vermessen liessen. Er schrieb nicht, er that Gedichte. Sein glühender Kopf konnte keine Abstractionen ausgrübeln; sein Drang nach Kenntnissen war nicht befriedigt, das, was an den Dingen bemerkt wird, Eigenschaft, Kraft, Neigung zu heissen. Wörter, ohne welche der Philosoph sich nicht behelfen kann, die aber auch zugleich die gründlichste Wissenschaft zur ungründlichsten machen.

Dem Dichter ist alles lebendig, er schafft die Eigenschaften zu handelnden Wesen um. Die Wohlthaten der Natur, das physische und moralische Gute und Böse, sind ihm nicht Wirkungen, die aus den Kräften, aus den so oder so motivirten Vermögnissen der Dinge erzeugt werden. Götter, Geister und Dämonen vollbringen sie. Und selbst diese sind nicht körperlos; was sie an Körpern verrichten, müssen sie dem Dichter durch Glieder, durch körperliche Bestandtheile thun. Die Poesie ist in unsern Tagen nur ein Spiel für die Einbildungskraft; einst war sie unter allen Wissenschaften die erste. Aus ihr sind die Keime aller übrigen Kenntnisse entwickelt worden; in ihr liegen sie alle, aber roh, in den Schleier der Heiligkeit gehüllt. Sie erzählt das Geschehene, giebt aber demselben unbegreifliche Ursachen, stellt unerforschbare Agenten desselben hinter Wolken auf. Darum hat sie auch dem Aberglauben so große Dienste gethan. Die Ueberbleibsel aus den Schriften derer, die, wenn auch nicht Religionen selbst stifteten, ihnen doch zur Consistenz verhalfen, sind Poesien, und haben desto mehr Wirkung gethan, je kühner und abentheuerlicher sie gewesen, je mehr zum bildlichen persönlichen Daseyn erhobene

Ideen darin befindlich sind. Ich will mich, zum beweisenden Exempel, hier nicht einmal zu den fabelreichen Indianern versteigen; blos die jüdischen sogenannten Propheten und den sie alle weit übertreffenden Mahommed will ich anführen. Es verräth gewiß einen sehr stumpfen Blick in die Wirkungsarten der menschlichen Seele, wenn man diesen Begeisterten sammt und sonders ein kalt überdachtes Betrug System unterschiebt, und sich vorstellt, sie hätten den Knauel des Aberglaubens mit eben dem Bewustseyn aufgewunden und verfilzt, als ihn ein Voltaire oder Eberhard abzuwinden versteht. Es giebt eine Arglosigkeit bei eingenommenen Menschen, mit welcher sie auch schlimme Dinge thun, ohne einmal zu vermuthen, daß sie schlimm sind. Es giebt Denker, heisse und kalte Philosophen, die euch eine Folge von Irrthümern beweisen, deren Richtigkeit ihnen ausgemacht scheint, blos weil der Satz, wovon sie ausgehen, eine neue Wahrheit enthält, mit welcher sie entzückt dahlen, wie eine Mutter mit ihrem Kinde, und vor Freuden nicht daran denken, daß sie den kleinen Balg verhätscheln, und ihn allerlei Narrheiten lehren.

Der heißblütige, mit der Einbildungskraft philosophirende Luther, gerieth auf diese Art in Irre. Sein Wille war so gut und so dienstfertig, daß er immer vor dem Verstande herlief. Dies war zumal der Fall in seinen jüngern Jahren, als er die Verschlimmerung der Menschen in allen ihren Gräueln kennen lernte, und der Gedanke, sie besser zu machen, in ihm aufrührisch ward. Da übte die chaldäisch persische Lehre von zwei Urwesen ihre Tyrannei an ihm aus, und legte die freie Prüfungskraft in Fesseln. Das Gute und Böse in der moralischen Welt leitete er nicht aus den verschiedenen Antrieben der Menschen zum Handeln, und aus ihren verflochtenen Beziehungen zu einander her. Ihm kam es von Gott, ihm kam es vom Teufel. Es stand damals in Deutschland und Italien so übel zu, das Böse schien das Gute so sehr zu überwiegen, daß es kaum eine gewagte Hypothese mehr war, wenn man behauptete, der Teufel habe Gott vom Throne gedrängt, und dieser habe nur noch eine kleine Provinz in der unsichtbaren Kirche mehr übrig. An der Spitze der Teufelsarmee stand der Papst und die Mönche. Die Partei Gottes hatte keinen General. Luther fühlte sich gemacht, diese Rolle zu übernehmen. Es war der Krieg ei-

nes rechtmäßigen Souverains gegen einen Usurpator, der aber schon äusserst mächtig geworden war, Scepter und Scheiterhaufen unter seiner Bagage mitführte. Fürchterliche Gewehre, die den muthigsten Troß in bange Feigheit zu verwandeln fähig sind, wenn man nicht durch Zauberwaffen gestärkt ist. Diese lieferte Luthern seine Phantasie.

Er hatte keinen Begriff von dem höchsten Wesen der neuern nach Shaftesbury's Dogmatik: einem phlegmatischen Centralgott, der die Ketten aller Dinge an sich hängen hat, und von den Dingen selbst dafür wieder gekettet wird. Sein Gott war, wie er ihn sich denken konnte, cholerisch und thätig, aber durch etwas sehr anständiges — die Gnade — in gewisse Schranken geengt, die durch die Kunstgriffe seines Feindes, des Teufels, vollends umgittert waren. Luthers Einsichten waren mit Geradheit des Charakters verbunden, darum traf er auch die Wahrheit sehr oft. Seine Gegner waren schlau, und wußten ihre Irrthümer durch scheinbare Beweise aufzustutzen, deren Falschheit und Niederträchtigkeit Luther fühlte, aber zu ehrlich war, um sie in eben diesem Wege zu widerlegen. Er zerschmetterte sie mit dem Donner seines Muths

und seiner Geradheit. Er verachtete diese Feigheit, diese Kriecherei. Da krümmte sich, nach seinen Gedanken, der Teufel unter Gott. Dann gab es auch wieder Fälle, wo sie durch verwickelte Fehlschlüsse die Wahrheit gefangen nahmen, und alle solche auf ihrer Seite hatten, deren Verstand sich durch Wortklaubereien verstricken ließ. Dann waren die Gegner mächtig mit ihrer Bosheit; Luthers Herz ward empört, er entbrannte in bitterm Haß gegen seine Feinde. Zu solchen Zeiten siegte der Teufel, und das Reich Gottes war in Noth.

Es kam auf eine Deduction der Rechte beider Potentaten an; in der Bibel befanden sich die Documente. Die Partei des Teufels hatte sich ihrer bedient, sie verfälscht, Zusätze gemacht, sie erkläret, wie sie ihre Absichten begünstigen mußte. Luther wollte sie vom Wuste der Deutungen reinigen, sie dem Volke, das frei urtheilen sollte, geben, wie sie war, sie verständlich machen. Bei einer freien Untersuchung mußte der Satan verlieren. Es war das höchste Wagestück, das man gegen ihn unternehmen konnte. Dieses Werk zu vereiteln war sein höchstes Interesse.

Der Teufel wirkte nicht allein innerlich auf Gedanken, Empfindungen, Neigungen. Er hatte

auch äusserliche Gewalt. Gott ließ ihm solche, um seine Gläubigen zu bewähren, denen er freilich dadurch das Gute sehr schwer machte, was sie ausrichteten, und die nicht ganz Standhaften wanken sah, aber dafür auch eine desto schönere Krone denen versprach, die bis ans Ende beharrten. Dies wollte Luther; doch einen so schweren Stand, als er, hatte vor ihm noch keiner gehabt. Er wollte dem Satan in dem von ihm usurpirten Gebiet frei unter Augen beweisen, daß er hier nichts zu thun hätte, sondern in die Hölle zurückfahren müßte. Das war keck! Von dem Augenblicke an aber war auch die Sache Gottes so ganz und gar Eins mit der Sache Luthers, daß beide unzertrennlich schienen. Seine Gedanken, seine Meinungen kamen von Gott; aller Widerspruch kam vom Teufel. Vortreflicher Heischesatz für einen cholerischen Disputanten!

Ich seh' ihn sitzen, den braven Luther, in seiner Stube auf der Warteburg, den Kopf gestützt, über eine Stelle brütend, die er verdeutschen, die er dem einfältigen Volke anschaulich machen will, und selbst nicht versteht. Dicke Finsterniß liegt auf dem hebräischen Grundtext. Da blähen sich

mit ihrem Daseyn die asiatischen Wunderlettern, ein doppeltes Schloß ohne Schlüssel. Luther zählt die Buchstaben, betet alle Vocabeln her, aus denen das Geheimniß zu enthüllen seyn mögte. Nichts; das Zeug ist Unsinn, und bleibt Unsinn. Mit zorniger Hoffnung langt er nach der Vulgata, seiner Feindin, der er sonst immer gern, wo er nur kann, einen Seitenpuff beibringt, und sie Lügen straft. Jetzt — o Demüthigung — jetzt soll sie ihm zu Hülfe kommen. Siehe! da hat der verfluchte Papismus einen Ausdruck hineingedrechselt, der das Fegfeuer, die Fürbitte der Heiligen, die Wandlung mittelbar in Schutz nimmt. Und, was recht schlimm ist, die Sache hat Schein. Das Hebräische könnte dies doch wol bedeuten. Wenigstens sieht er keinen andern Sinn schweben. O schlauer Satan! Du Schalk voller Fallstricke! Willst du nun auch Luthern in dein Netz ziehen? Willst ihn verdutzen? Soll er schreiben, selbst schreiben, daß du mit deiner babylonischen Metze, dem Papst, Recht hast? Eh' er das thäte, lieber würde er zum Schwarzkünstler.

Noch liegt ein Hülfsmittel im Hinterhalt — die alexandrinische Dollmetschung. Die Griechen,

die noch keine katholische Kirche kannten, werden doch dem mörderischen Papst keinen Weihrauch gestreut haben. Armer Luther! da bist du schön angekommen. Der griechische Uebersetzer hatte gerade mit dieser verwirrten Stelle sein Tagewerk beschlossen und Feierabend gemacht. Er schlief schon halb, als er seine Dollmetschung hinschrieb. Du könntest schier ganz Rom so leicht belehren, als den Gedanken herausklauben, dessen sich dein Alexandriner in jenem Augenblick deutlich bewußt war!

Wüthend wirft er das Buch hin. Sein Unmuth hat keine Gränzen. Erschöpft von Arbeit, aus sich selbst weggerückt durch Nachsinnen, verliert er den Faden seiner Ideen. Melancholie drückt seinen einförmig anhaltend wirksamen Geist. Der Widerwille läßt ihn nicht mehr erkennen, auf wen er eigentlich zürnen will. Die unschuldigen Buchstaben kann er seine Wuth nicht entgelten lassen. Die Leidenschaft weckt seine schlummernden Dichterkräfte. Er sieht den Teufel leibhaft vor sich stehen, sieht ihn grinsen, und blauen Dunst über die heiligen Bücher hauchen. Es ist der Augenblick der Vorbereitung zu seinem Triumph, er wähnt schon gesiegt zu haben. Luthers Aerger ist

nur seinem Muthe gleich. Er braucht kein Herz zu fassen, er hat es schon. Das alte schmutzige Dintenfaß, der langweilige Gefährte seiner schweren arbeitsamen Stunden, dem sein Hypochonder schon lange gram ist, bietet sich eben seiner rachgierigen Faust als Werkzeug dar. Er schleudert es wider den Teufel, der unreine Geist verschwindet, und eine schwarze Fluth überströmt die Wand.

Noch ist der Fleck hier an der Wand,
Der späten Zeit zum Schrecken;
Kein Pinsel in des Künstlers Hand
Vermag ihn zu bedecken.

Das Loch ist ziemlich weit und tief. Ich habe mir, wie so viele andere, das Vergnügen gemacht, mit einem Messer die schwarze Stelle desselben, die doch eigentlich nur dunkelgrau ist, ausschaben zu wollen; es ist mir aber so wenig, als andern, geglückt. Der Castellan sagte mir, ohne Zweifel wäre die schwarze Farbe in den Baumaterialien befindlich gewesen, und anders kann es wol auch nicht seyn.

Bei Gelegenheit des Castellans muß ich noch anführen, daß diese Pflege auf der Wartburg viel

angenehmes hat, und vorzüglich durch die dort herrschende Luft denen, die sie bekleiden, ein hohes Alter gewährt. Der Mann, welchen sie bei meiner Anwesenheit ernährte, war bejahrt, war lange dabei gewesen, befand sich ungemein wohl, und erzählte mir Wunderdinge von dem hohen Alter aller seiner Vorgänger. Er hieß Focke, ist Katholik. Unter andern Eigenschaften seines Amtes und seiner Jahre, war auch Gesprächigkeit und Neugierde. Er hätte gern gewußt, wer ich wäre und worauf ich zuginge. Wenn ich durch die Schweitz reiste, woran er nicht zweifelte, bat er mich, doch ja nicht zu vergessen, Zürch zu besehen, und mich mit Lavater bekannt zu machen. Dieser wäre vor einiger Zeit — es mögten wol ein paar Jahre seyn — auch auf der Warteburg gewesen, und hätte ihm eine kleine Bibel, von seiner oder sonst einer ähnlichen mystischen Hand, zu schicken versprochen, um welche ich ihn mahnen mögte. Ich habe es ihm unter der Bedingung zugesagt, wenn ich Lavatern zu Gesicht bekäme. Es ist nicht geschehen, und der gute Focke wartet wol noch, gleich andern Auserkohrnen, umsonst auf den Trost aus Helvetien. Ich komme von Focke auf Luthern zurück.

Ungeachtet er auf der Warteburg in der Stille, und vom Taumel des gesellschaftlichen Lebens geschieden wohnte, so verließ ihn seine Rastlosigkeit und sein stürmisches Wesen doch nicht. Diese unphilosophischen Züge waren zu tief in sein Temperament verwebt. Er empfing sie in seinen ersten Bestandtheilen. Sein Vater war ein zorniger Mann. Er erschlug, während seine Frau mit Luthern schwanger ging, einen in seinen Wiesen hütenden Bauer mit dessen eigenen Pferdezäumen. Während der Flucht, auf welcher ihn sein schwangeres Weib begleitete, kam Luther zur Welt.

Hätte dieser glühende Eiferer zu unsern Zeiten gelebt, er würde keine kalte Rolle gespielt haben. Als Neufranke hätte er wol vermuthlich die Bergseite gehalten. Sein Haß gegen Könige und Fürsten ist mit ihm begraben. In seinen von der Warteburg geschriebenen Briefen stehen seine Gesinnungen hierüber mit unfreundlichen Zügen gezeichnet. So schreibt er an den Spalatin: „Ihr „wisset, daß wenn man einem sein Gut verwüsten „soll, man die Fürsten ihres mit durchbringen hel„fen soll, weil es schwer ist, ein Fürst und „nicht in etwas ein Räuber zu seyn, und zwar

„ein desto grösserer, je grösser der Fürst ist.“ Von dem schlimmen Heinrich VIII. König von England, sagt er: „ich muß dem grimmigen Lö„wen, der sich zum König von England macht, „antworten. Die Unwissenheit in dem Buche, „schickt sich endlich wol für einen König, aber „die Bitterkeit und Lügenhaftigkeit ist löwenar„tig.“ In seinen Sendschreiben an die Fürsten bei Gelegenheit des Bauernkrieges heist es: „Ihr „Vorsteher des Staats und der Bürger, eure Ab„sicht ist, auf alle Weise Schätze zu häufen, „damit ihr eure Ueppigkeit und Hoffart nährt, „daher verzweifelt das Volk, es kann das Joch „nicht tragen, und strebt es abzuschütteln. Schmei„chelt euch selber nicht; ihr seid in großer Ge„fahr, das Schwert hängt über euren Häuptern. „Ihr bildet euch wol ein, daß ihr nicht gestürzt „werden könnt, aber eure Sicherheit und guter „Muth verkündigen euren Fall.“

Luthers Briefe, von der Warteburg geschrieben, sind schätzbare Beiträge zur Charakteristik des großen Mannes. Eifer für erkannte Wahrheit, Scharfblick, unbegränzte Kühnheit, eine hohe Großmuth der Seele, sind die Hauptzüge

dieses großen Reformators. In Luthers Privat-Leben findet sich keine zweideutige Spur. Er war als Vater, Gatte und Freund, die Zuverläßigkeit selbst. Um so greller dagegen stechen die Sophistereien ab, welche er sich erlaubte, wenn von Glaubens-Sachen und Dingen, welche die Reformation betrafen, die Rede war, und wobei die Wirklichkeit der Dinge mit seinen Absichten nicht harmonirte. Wenn er gleich sonst dem Verfolgungsgeiste nicht ergeben war, so schrieb er doch an Melanchthon, nachdem er selbst vieles für die Sanftmuth des Evangeliums gesagt hatte, und daß zu dessen Ausbreitung das Schwert nicht gezogen werden müsse. „Und was wollet ihr daraus machen, wenn ihr sehet, daß Abraham, „David und die Heiligen schon die alten Gesetze „und das Schwert wohl gebraucht haben? welche „gewiß evangelische Männer gewesen, ob sie solches wohl nur nach Gelegenheit (auf eine Zeit) „gebraucht haben. Wenigstens kann man den Gebrauch der Sache, so sie löblich verwaltet haben, mit „gutem Gewissen, wenn wir als evangelische Männer urtheilen, nicht leugnen, nehmlich das Recht „oder Gewalt des Schwertes. Sonderlich da solches im Evangelio nicht wiederrufen, oder ver-

„boten, sondern, wie gesagt, bestätigt ist, nemlich „an den Soldaten, die glauben wollten, und „Johannem um Rath fragten.“ Und an Spalatin: „Ich habe auch zu Eisenach gepredigt; „wiewohl der Pfarrer furchtsam war, und vor „Notario und Zeugen dawider einwandte, dabei „aber demüthig sich entschuldigte, daß er es aus „Noth und Furcht vor seinen Tyrannen thue. „So werdet ihr vielleicht auch zu Worms hören, „daß ich das Geleit dadurch gebrochen. Denn „der Punkt stand nicht bei mir oder in meiner „Gewalt, daß das Wort Gottes gebunden wäre, „und habe nichts darauf angelobt. Und wenn „ich auch angelobt hätte, so hätte es „doch, weil es wider Gott gewesen, „nicht gehalten werden dürfen.“

Der größte Makel, den man Luther zur Last legen kann, ist seine widersprechende Gesinnung in Rücksicht der verführten Bauern. Der nemliche Luther, der die oben angeführte Ermahnung an die Fürsten ergehen ließ, fodert kurz darauf durch einen fanatischen Zuruf diese Fürsten zum Kreuzzuge gegen diese unglücklichen verblendeten Menschen auf — „Darum, lieben Herren! löset hier, ret-

„tet hier, stehe, schlage, würge hier, wer da „kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, se„ligern Tod kannst du nicht überkommen. Denn „du stirbst im Gehorsam göttlichen Worts und „Befehls, und im Dienste der Liebe, deinen „Nächsten zu retten, aus der Hölle und des Teu„fels Banden.

So gewiß ist es, daß die Leidenschaften, welche den Menschen in Thätigkeit setzen und zu Handlungen heben, die für das Menschengeschlecht zu Segnungen werden, den Besitzer oft selbst herabwürdigen. Luthers Heftigkeit, mit der er die eisernen Bande der römischen Hierarchie zerschlug, legten seine eigene Seele in Fesseln, und bürdeten ihm das härteste Joch, die Sklaverei seiner Selbst, auf. Der leidenschaftliche Ungestüm, mit dem er alles durchsetzte, mergelte die Kräfte zur Ueberwindung seiner Selbst aus, und versagte ihm den einzigen wahren Schatz des Weisen, die Erringung einer immer gleichen Stimmung und Ruhe der Seele.

Die Eingezogenheit und das stille Leben konnte der rastlose Luther nicht lange tragen. Anfangs

machte er einige geheime Reisen nach Gotha, Jena und Erfurt. Er hatte einen Reuter zur Begleitung, trug einen Harnisch und langen Bart, nach Ritter weise, und nannte sich auf seinen Wanderungen den Ritter Görge. Aber auch dieses Leben ward ihm bald zu enge, er verließ die Warteburg, wo er vom 4ten May 1521 bis zum 5ten März 1522 zugebracht, gegen den Willen des Kuhrfürsten, und wandte sich nach Wittenberg.

In dem die Warteburg umgebenden Gebirge ragen zwei Felsenberge besonders hervor, die unter der Benennung des Mönchs und der Nonne bekannt sind. Man will in ihrer Form die Figuren eines Mönchs und einer Nonne sich umarmend finden. Die Sage erzählt, daß so ein verliebtes, geistliches Paar hier der Liebe gepflogen, und zur Strafe der Sünde in diese Felsen verwandelt ward. Mein Glaube muß zu schwach gewesen seyn, denn ich sahe an diesen Steinklumpen nichts, weder von einer männlichen noch weiblichen Gestalt. Dem sei wie ihm wolle, diese Sage hat Wielanden vermocht, sein bekanntes Gedicht, der Mönch und die Nonne, in

welchem er einige seiner Lieblingsideen aufs Neue entwickelt hat, darauf zu bauen.

Die Aussicht von der Warteburg ist ungemein schön. Man blickt auf allen Seiten über ein fruchbares durchgängig bebautes Land. Die Gegend lächelt mit allen Reitzen einer bescheidenen Mannigfaltigkeit. Durch die lebendigen Wiesen, Wälder und Saatfelder, ziehn sich keine todte Steppen, Moräste und wüste Haiden. Dörfer, Flecken und Weiler liegen in unzähliger Anzahl umher. Keine große Stadt, keine Palläste strotzen hervor. Die ganze Natur trägt hier den Blick der Zufriedenheit, welche sie den stillen Menschen dieser friedlichen Thäler gab.

Bei hellem Wetter steht der nahe bei Gotha liegende Inselberg groß und deutlich da. Bei meiner Anwesenheit war er in Gewitterwolken gehüllt, die gegen Abend unter meinen Füssen wegzogen.

Die Warteburg war von 1077 bis 1440 der Sitz der Landgrafen von Thüringen, welche mit Friedrich IV. aus der Geschichte verschwanden. Seine Söhne theilten sich in seine Lande, wo-

durch die Warteburg Wilhelm III., Herzog von Sachsen, zufiel. Von dieser Zeit an regierte hier ein Amtmann. Bei der Theilung der Sächsischen Länder im Jahr 1640 kam die Warteburg an das weimarsche Haus, und seitdem werden vom Herzoge auf dieser alten Burg nur Castellane gehalten. Auch die schwache Besatzung, die in den letzten Zeiten aus Einem Unterofficier und neun Gemeinen bestand, zog im eisenacher Zuchthaus zur Wache. Diese grauen Bürger, ohne den Unterofficier, trugen bei ihrem Abmarsch ein gemeinschaftliches Alter von 599 Jahren. Wol gut, daß die Fehdezeiten vorbei sind; Helden dieser Art wären bei ihrem Handwerk verhungert.

VI.

Meiningen.

Meiningen liegt elf Stunden von Eisenach. Der Weg ist eine breite, neue Chaussee, über die es sich schon rascher weggeht. Drittehalb Stunden vor Meiningen kömmt man durch Wasungen, ein längs dem angenehmen Flusse Werre hergebautes Städtchen. Mit Entzücken erinnere ich mich der überaus reitzenden Lage desselben, die mir zur besten Jahrszeit, in der Mitte des Junius, an einem schönen warmen Tage, zuerst sichtbar ward. Das lebhafte Flüßchen, ein wahrer Mäander, schlängelt sich in mannigfaltigen Krümmungen an der Nordseite der Stadt herum, wo ein weites Thal dem sich ausbreitenden Gewässer seinen Schooß öffnet Wie der Fluß in die Ebene tritt, wird sein Gang seichter; er scheint erstaunt über

die Schönheiten seiner Ufer, und tändelt verliebt mit seinen kleinen Wellen langsam daran her. Es ist ein unbeschreiblich mild anziehendes, blumiges Wiesenthal. So weit das Auge reicht, übersieht es einen bunten, breiten Teppich, über den die Werre wie eine hingeworfene Fußdecke den Weg zeigt. Die Farben, mit der sich die Erde hier schmückt, sind ein sanftes schmelzendes Blau auf einem hellen jugendlichen Grün. Wie zwei dicht besäete Blumenbeete liegen beide Ufer da. Kein Pünktchen, das nicht mit einem Blümchen geziert ist. Ich hatte mich an einer nahen Anhöhe unter den Schatten einer Eiche hingelagert. Das weite Thal lag vor mir ausgebreitet. Die Mitte des heissen, heitern Tages war noch nicht verstrichen. Die Luftbewohner ruhten von ihrem Morgenliede, kein Vogel sang, kein Insekt summte um mich her, die hochstehende Sonne hatte das ganze Thierreich in Schlummer gezwängt. Diese Stille ward von dem melancholischen Geläute der umliegenden Kirchen durchtönt, das die Bewohner der Gegend zum Gebete rief. Es war Sonntag. Ich saß verloren in die Schönheiten der Natur, in ein süsses Vergessen meiner Selbst eingewiegt da. Das Auge meiner begeisterten Phantasei stellte sich

diesen reitzenden Erdfleck wie eine in ihren Feierkleidern geschmückte Gestalt dar. Mein erhöhtes Gefühl verlor sich weg aus dem Irdischen, und ging in Andacht über. Die reine, große Freude, die aus dem unmittelbaren Anblicke der überreichen schönen Natur selbst entspringt, wird zum Enthusiasmus, der sich nicht mittheilen läßt, dessen Flamme nicht seitwärts abzüngelt, sondern in regem Emporlodern nur himmelwärts strebt, um das Urland aller Vortreflichkeit zu erreichen. Bis zu dieser Empfindung hinüber führt keine Kunst, deren Wirkungen, auch in der reitzbarsten Phantasie, immer weit schwächer bleiben, als die aus der unverpfuschten Natur selbst hergeschöpften. Wer sich eines Augs und Herzens für diesen lautern, edlen Naturgenuß bewußt ist, der wandre im Frühling nach Wasungen, und sehe dies Wiesenthal, worauf sich die Schöpfung in ihrer üppigsten Fülle abgebildet hat. Finden wird er, daß mein volles Herz nur sehr schwach die Feder hat begeistern können, und daß meine Schilderung dieser großen Garten-Wiese von ihrer wirklichen Schönheit so verschieden ist, als der hölzerne Ton eines Hackbrets von dem redenden Klang der Harmonika.

Wasungen hat 300 Feuerstellen, nicht über 1500 Einwohner. Diese ernähren sich sämtlich vom Tabaksbau. Von dieser Pflanze werden hier jährlich über 2000 Centner geerndtet. Während dem amerikanischen Kriege stieg diese Waare im Preise so hoch, daß die Wasunger ihren Tabak zu 8 a 9 Thl. den Centner nach Hamburg und Bremen verkauften. Jetzt galt der Centner 4 Thl.

Die Bewohnerinnen dieses Städtchens sind lang und gut gebaut. Alle, die ich sah, waren von schlanker, zierlicher Form. Der Tabaksbau bedarf viel Wartung. Das Leben in freier Luft von Jugend auf, ohne schwere Arbeit, die, während dem Wachsthum getrieben, den Gliedern eine runde, klotzige Plumpheit giebt, kann zu dem schlanken Bau der Wasungerinnen mitwirken. Auch hier tragen die Weiber lange blaue Mäntel und gelbe Mannspantoffeln; ein Lieblingsanzug der Thüringerinnen, welcher der Schönheit nicht vortheilhaft ist. Es liegt so etwas männliches darin, und nichts steht dem schönen Geschlechte übler als dieses. Das Schönste am Weibe ist die Weiblichkeit.

Jene glückliche Tabaksconjunctur hat mit ungewohntem Gewinn auch vorhin unbekannten Luxus dem Städtchen zugebracht, der sich unter andern auch durch die Anlegung mehrerer kleinen Lusthäuser äussert. Sie stehen auf den Tabaksplantagen an der Landstraße. Es sind kleine, einige Fuß enge Quadrate mit einem Fenster versehen. Dach und Häuser sind mit dicken Farben beschmiert, und gleichen in der Ferne den bunten Vogelhäusern. Die geputzten Eigenthümerinnen saßen hier beim Caffee und musterten ihre von Meinunger Bier rückkehrende Mitbürger.

Meiningen, auch Meinungen, im Lande selbst Meeningen ausgesprochen, die Residenz des Herzogs von Sachsen-Meinungen, liegt in einem engen Thale, von waldigen Bergen umgeben. Das große mit Pracht aufgeführte Schloß mit der davor liegenden, nicht eben kleinen Stadt, macht einen überraschenden Eindruck. Alle Städte, von Bergen umringt, stellen sich auffallender dar, als die in Ebenen oder am Wasser liegenden. Das Auge hat hier einen größern Spielraum, irrt in der weitläufigen Gegend umher, weilt auf keinem vesten Punkt. Von den Bergswänden hin-

gegen prallt der Blick zurück. Die Einbildung läuft nicht weit. Sie schwebt nur über den in dem engen Raume liegenden Wirklichkeiten. Daher bleiben die Bilder von den mit Bergen umringten Gegenständen länger und deutlicher in unserm Gedächtniß, als die aus den Ebenen. Meiningen liegt noch jetzt so deutlich vor mir, als den Augenblick, wo ich es zuerst erblickte.

Diese kleine Residenz ist regelmäßig gebaut, die Gassen sind breit; vorne haben die Häuser ein vestes, massives Ansehen, hinten ist alles von Lehm. Das Schloß ist ein längliches Viereck, stark und dauerhaft gebaut, und eins der größten Fürsten-Schlösser Deutschlands. Aber auch keines ist so gut bewacht als dieses. Die Wache, welche unter der äussern Pforthalle steht, läßt Niemand durch, der nicht zum Hofe gehört. Ich wollte zum Hof-Marsch. T. Der Unterofficier sandte erst einen Gefreiten hin, mit der Anfrage, ob er mich sprechen wolle. Diese Weitläufigkeit wäre bei mir als einem Fremden noch zu entschuldigen; man konnte ja nicht wissen, zu welch einer Klasse von Landstreichern ich gehörte. Daß aber die Einwohner der Stadt und des Landes

dieser asiatischen Etikette unterworfen sind, ist härter. Der Unterthan muß das Recht haben, mit seinem Landesherrn, oder denen, die seine Stelle vertreten, zu reden. Dies ist das wenigste, was er für die Entrichtung seiner Abgaben, die doch eigentlich dem Fürsten als Fürsten sein Daseyn geben, fodern kann.

Eine recht eigentlich unanständige Behandlung nahm man mit mir am Stadtthore vor; eine Behandlung, die mir das Reisen zu Fuß auf ewig verleidet haben würde, wenn ich nicht bedacht hätte, daß Grobheiten nur dem, der sie begeht, nicht dem, der sie leidet, zur Last fallen. Man hat im ersten Bande meines Büchleins ein Pröbchen harter Thorsperre bei Goslar gesehen, welches ich mit Vergnügen meinen Lesern lachend dargelegt habe, weil von Seiten des Unteroffiziers, der mich dort anhielt, blos Subordination, mit gutmüthiger Neugierde vermischt, an der mir unangenehmen Hinderung in die Stadt zu gelangen Schuld war, und der Befehl des Bürgermeisters höchstens nur nach weitgetriebener Wachsamkeit schmeckte, wozu sich eine vielleicht eben so harmlose Neugierde gesellte. Ich habe über den

erschwerten Eingang in eine antike Reichsstadt gescherzt; ich will mich über ein Gleiches bei einer aufgeputzten Residenz eines kleinen Fürsten nicht ärgern.

In dem sehr geräumigen, durch den Drang einer bunten Menge nie erschütterten, öden Thore steht ein großes, im modernsten Geschmack erbautes Wachhaus, an dessen Fenstern zur Seite der Landstraße ein Menschengesicht sah, das ich noch nicht zu classificiren weiß. Es war eins von den Gesichtern, bei deren Hervorbringung die Natur die ihr von unsern Physiognomen auferlegte Pflicht, das Physische immer mit dem Moralischen in Harmonie zu setzen, vergessen zu haben, und dem unlöblichen Eigensinn, ihren eigenen Gesetzen eine Nase zu drehen, nachgegangen zu seyn scheint. Sehr häufig kommen diese Gesichter freilich nicht vor, aber doch noch oft genug, um sie zu einer besondern Spielart rechnen zu können. Du siehst sie nicht alle Tage, aber du hast sie gewiß zuweilen einmal gesehen; du erinnerst dich ihrer aber mit Unbehaglichkeit, weil du nicht gewußt hast, was mit ihnen anzufangen wäre, und es auch ewig nicht wis-

sen wirst — — wenn du gar selbst solch ein Gesicht wärest!

Diese Gesichter sehen immer lachend und heiter aus, doch ist das nicht so gemeint. Die freundlichen Züge entstehen bloß von einer gewissen Glätte, womit das Ganze übertüncht ist, und die sich auf einer beweglichen Fläche nicht wol halten kann, weil sie nicht prall anliegen darf. Daher ist das Heitre, Frohe, Lachende, nicht sowol ein Durchscheinen des wohlgelaunten Innern, als vielmehr bloß eine Art Lack, eine Maske, vorgehängt, um zu verbergen, daß nichts zu verbergen, daß kein eigentliches Gesicht da ist. Man sehe solche Menschen an: — sie greinen *). Man sage ih-

*) Ich brauche hier, und wol noch an andern Stellen dieses Buchs hin und wieder, ein Wort, das wol nicht in ganz Deutschland in gleichem Verstande üblich ist. Adelung rechnet es zu den niedrigen Sprecharten. Mag es doch niedrig seyn! So muß es wenigstens gebraucht werden, wenn von niedrigen Dingen die Rede ist. Es muß nicht untergehen; denn es ist über tausend Jahre in der deut-

nen, daß man sie leiden mag: — sie greinen. Man erzähle ihnen eine edle That, eine schöne Handlung, man gebe ihnen Nachricht von dem Glücke eines andern: — sie greinen. Man sage ihnen, ihre Mutter sei gestorben: — sie greinen; ihr Wohlthäter habe einen einträglichen Posten erlangt; — sie greinen. Redet man diese

---

schen Sprache, die Schweden, Engländer und Italiener, haben es an sich gezogen, und das Frequentativum grinsen, kommt davon, so wie winseln von weinen, her. Adelung legt ihm zwei Bedeutungen bei, nemlich: 1) mit Verzerrung des Mundes lächeln, 2) mit Verzerrung des Mundes weinen, wie die Kinder. Diese letzte Bedeutung ist, meines Wissens, nur in Westphalen anzutreffen. Ich brauche das Wort in der ersten, obgleich der Uebergang von einer dieser Bedeutungen zu der andern leicht und natürlich ist. Denn manche Leute, denen die Natur das Zeichen der Verkehrtheit auf das Gesicht gedruckt hat, sehen, wenn sie eine Lache aufschlagen, eben so aus, als wenn sie im Begriff wären zu weinen. Die Schweden vergleichen so einen (han grinar som en Sol - Wärg) mit einem Wolf, der in die Sonne blickt.

Geschöpfe so an, daß sie zu antworten verpflichtet sind: so zerrt sich das Gegreine ein paarmal um Augen und Mund im Kopfe herum, verschwindet ein Weilchen, die Züge werden leer und schlaff, die Antwort aber ist so beschaffen, daß du sie im Schlaf errathen hättest. Du ziehst nichts aus ihnen, denn sie haben nichts in sich.

Nun muß ich freilich mit allen Gesichtern, wie sie Gott erschaffen, und um mich her an die große Wand des Daseyns gemahlt hat, zufrieden seyn, und darf mit ihnen nicht hadern, weil sie gerade so, wie sie thun, auszusehen, zu gaffen, zu äugeln, sich zu rümpfen gezwungen sind. Aber es giebt doch einige, um die ich am liebsten weit herum gehe, und mich ihnen nicht nähern mag. Nichts ist verdrießlicher, als wenn ein solches Gesicht mit seinem Antipoden in ein unausweichliches Verhältniß geräth, ihm als Oberer, Aufseher, Inquisitor aufgedrungen wird. Hat man sichs in den Kopf gesetzt, in Meiningen hineingehen zu wollen: so muß man sich's durchaus gefallen lassen, mit dem Gesicht am Eckfenster der schönen Wache be-

kannt zu werden, die einen mit aller ihrer Schönheit für die der Antipathie gegebenen Nasenstüber nicht schadlos hält.

Ich reichte meinen Paß ins Fenster. Das Gesicht gab sich nicht viele Mühe damit. Greinend fragte es mich, wer ich wäre. „Es steht im Passe," war meine Antwort. Das wäre bloß der Name, meinte das Gesicht, aber — wer ich denn eigentlich wäre? „Wer? wer? Was für ein Wer soll ich denn seyn?" Das Gegreine ward heller; Kinn und Schläfen bekamen Antheil daran. — Wollen zum Hofe? — „Nein." — Sind etwan ein Profeßionist? — „Nein." — Wol so ein Gelehrter? — „Nun, wol so Ja denn." — Kann man rathen, welchen Bescheid mir das Gesicht darauf gab?

„Können nicht in die Stadt, müssen ein Stück Wegs zurückgehen, können sich die Nacht in — Dings da betten lassen, kommen morgen früh wieder, erhalten ihr Viaticum, und wandern dann weiter."

Gesicht! Gesicht! Zeit meines Lebens will ich deiner in der Thorwache von Meiningen gedenken! Du hast meine Philosophie auf eine Folter gelegt, von welcher sie schier lahm und brüchig entronnen wäre! Ich will dich nicht umsonst kennen gelernt haben. Jedesmal, wenn ein Narr sich erdreistet, mich durch Unverschämtheiten zu entrüsten, mich antastet, wo ich schwach bin, dann, wann mein Stolz zu den Waffen bläst, und die Galle zum Tummelplatz forteilt: Gesicht von Meiningen, dann erscheine mir im Eckfenster, und lehre mich, weiser als meine Galle seyn!

Daß mich die Anhörung jener Worte ein wenig lebhafter, als gewöhnlich, machte, läßt sich von selbst errathen. Mit Hitze bedeutete ich dem Greiner, daß ich keines Viaticums bedürfte, und durchaus wissen wollte, wer ihn zu dergleichen Grobheiten berechtigte. Ich wandte mich daher an einen Unterofficier, der mir sagte, der Mann dürfte sich so etwas bei Prügelstrafe nicht von selbst unterstehen, es sei gewiß hochfürstlicher Befehl da, so zu verfahren.

Ich hätte Meiningen wol unbesehen lassen können; aber die Autorität des Corporals, den der Herzog dieses Ländchens wol nicht als Commentator seines Thorcodex dahin gestellt zu haben schien, war mir zur Rechtfertigung des Eckfenstergesichts noch nicht gültig genug. Wir kamen in weitern Wortwechsel, der Corporal, das Gesicht und ich. Am Ende geriethen wir mit einander dahin, daß mein Paß durch einen Soldaten an den Commandanten der Stadt, den Obersten von Bibra, geschickt ward, der die Order zurücksandte, mich einzulassen.

Den folgenden Tag meldete sich bei mir, im Gasthofe zum rothen Hirsch, ein Mädchen, das die Tochter eines dortigen Kanzellisten war. Sie überreichte mir im Namen des Herzogs ein Buch, worin derselbe die Fremden bittet, daß, da er dafür gesorgt, daß die Bettelei in Meiningen aufgehört, und die Fremden dadurch vor Ueberlast geschützt wären, sie doch so gut seyn und den Armen etwas reichen möchten. Dies machte mit der Behandlung am Thore einen schönen Contrast! Das Viaticum, womit man mich dort pränumerando bewirthet hat,

te, war ein passives, nicht actives; ein Reisegeld, das man nicht erhält, weil man reist, sondern das man bezahlt, dafür daß man reist!

Ob übrigens die mir im Thor bezeigten Honneurs dem Willen des Landesfürsten völlig gemäß ausgeführt worden sind oder nicht, davon habe ich in der Stadt nichts bestimmtes erfahren können. Niemand wollte sich über die Rechtmäßigkeit oder Unartigkeit des Verfahrens herauslassen, um nicht aus Unwissenheit einen schwer zu ahnenden Hochverrath zu begehen. Denn der Herzog von Meiningen hat sehr gehorsame Unterthanen, denen der Zweifel nicht beifällt, ob sie um seinetwillen, oder er um ihrentwillen da ist. Sein Wille regiert allein, und dem Vergehn folgt die Strafe auf der Verse nach. Dabei geht es ganz kurz und barsch zu. Wer in seinem neuangelegten englischen Garten, der von handhohen Stauden strotzt, ein Zweiglein abbricht, der kommt ohne Gnade ins Zuchthaus. Was er fodert, muß pünktlich geschehen. Wenn sein Schneider mit den bestellten Kleidungsstücken eine Viertelstunde über die bestimmte Mi-

nute ausbleibt, so muß er in die Wache, und erhält fünf und zwanzig Stockprügel. Er ist ein großer Liebhaber der Jagd, hat schöne Pferde und Hunde. Diese, wenn sie beim Jagen ein Versehen machen, schießt er gerne mit eigner Hand todt. Man lobt, als etwas ausserordentliches, an ihm, daß er keine Maitresse hält, ob er gleich von seiner jungen Gemalin, einer Prinzeßin von Hohenlohe-Langenburg, keine Kinder hat, und ein schöner blonder Mann von dreißig Jahren ist.

Das Militair besteht aus 80 Mann Infanterie und einigen Compagnien Jäger unter dem Befehl des Obersten von Bibra. Diese wenige Truppen sind schöne Leute, gut exercirt und gut montirt. Gegen diese und gegen Virtuosen in der Musik ist der Herzog sehr freigebig, und hat diesen edlen Paßionen jährlich 12000 Rthlr. geweiht. Alle übrigen Ausgaben bestreitet die Kammer.

Titelsüchtig ist man hier in hohem Grade. Leinenkrämer und Tabakshändler sind Räthe. Kaufleute giebt es keine hier. Die mehrsten Men-

schen leben vom Hofe; daher ist alles sehr ehrerbietig; man spricht immer in Respektsausdrücken: „unser gnädiger Herr! der durchlauchtige Herr Herzog! unser souveraine Fürst u. d. gl. m.

Die Stadt hat zwei Kirchen, die Markt- und die Schloßkirche. Die mehrsten Menschen gehn in die Schloßkirche. Was man mit dem Namen gemeine Leute zu belegen pflegt, geht nicht in die eigentliche Kirche, sondern in einen Saal neben an, wo sie hören können, ohne vom Hofe gesehen zu werden. Es würde sich ja nicht schicken, daß der Pöbel an derselben Stelle mit seinem Herrn betete!

Wo ein Hof ist, sei er so klein wie er er wolle, da schimmert Luxus und Modesucht immer stark hervor. Es mögte der Mühe wol nicht unwerth seyn, die Comsumtion zweier nahe an einander liegenden Städte, wovon die eine Residenz, die andere eine Reichsstadt wäre, gegen einander zu setzen. Vielleicht ist in einer ganzen Dekade nicht so viel Puder und Pomade in Nordhausen verbraucht, als in einem Jahre das nicht um die Hälfte so menschenreiche Meiningen

weggezehrt hat. Dieselbe Proportion würde sich bei leichten Seidenzeugen, Bändern, Flor und ähnlichen Artikeln des Flitterstaats ergeben. Da die Mittel des Verdienstes in Residenzen gewöhnlich eingeschränkter sind, als in bürgerlichen Städten, so steigt die Sparsamkeit und Entbehrungskunst in andern Dingen bei Menschen, die das Glück haben, Einwohner einer Residenz zu seyn, oft zu einem unglaublich hohen Grade. Ich habe, in einer fürstlichen Hauptstadt in Schwaben, Frauenzimmer gekannt, die, um zu einem Kopfputze zu kommen, der erfodert ward, um einer Privatkomödie auf dem Schlosse beiwohnen zu dürfen, eine gute Zeit von Heringen und Dünnbier lebten. In einer großen kuhrfürstlichen Residenz habe ich arme Officianten mit 100 Fl. Gehalt nicht anders als Chapeaubas gehen sehen; dieses Tragen des Kopfes machte mit den kahlen Kleidern, dem abgeschabten Haarbeutel und den jütländischen Strümpfen einen recht tragisch-komischen Contrast. Ein fürstliches Collegium, das bei Regenwetter aus der Sitzung kam, ging unter Regenschirmen, die von gelappten Seegeltüchern gemacht schienen. Auch in Meiningen fehlen die Bilder der hoffärtigen Armuth nicht.

Vorzüglich bei den Weibern, unter denen ich übrigens manches artige Gesicht sah. Doch sind sie bräunlicher, und nicht so zart als die Sondershäuserinnen.

Die Stadt hat weder Manufakturen, noch Fabriken. Wenig Speditionshandel, aber zehn schachernde Juden, welche die Wohlhabenheit des Orts nicht mehren werden.

Für Liebhaber ist eine hiesige Naturalien- und Kupferstichsammlung sehenswerth.

Die Freimaurer haben sich hier 1781 durch Anlegung eines Schulmeister-Seminariums ein rühmliches Denkmal gestiftet. Die hiesige Loge giebt dazu jährlich 100 Rthlr. Zuschuß. Jetzt sind zwanzig Candidaten da, wovon die mehrsten Fremde sind. Wer im Lande Schulmeister werden will, muß hier im Seminarium erzogen seyn.

Ich habe oben eines englischen Gartens erwähnt, den der Herzog hat anlegen lassen. Er gehört mit unter die vielen deutschen Nachahmereien ohne Ursache. Weitschichtig genug ist

er, und hat einige Partien, aus denen vielleicht etwas werden kann. Wem das Ganze aber als Natur vorkommen soll, der muß nie aus dem Gebiete der Kunst herausgegangen seyn; so steif, so gezirkelt und abgemessen ist alles. Ein helles Zeugniß hievon geben auch die angelegten Ruinen. Diese sind so neu, so symmetrisch, daß man den Augenblick von dem guten Willen, aber auch zugleich von der Geschmacklosigkeit des Baukünstlers überführt wird. Unten an einer massiven Brücke, wo eine Ruinentreppe zu einem kleinen Teiche führt, steht eine runde Bank, und an der Mauer die befremdliche Inschrift aus den Klopstockschen Oden:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut; schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Ich nenne die Inschrift befremdlich. Von der Mutter Natur ist auch nicht eine Fingerspitze zu sehen. Sie drückt wenigstens die Pracht ih-

rer Erfindungen nicht auf Ruinen aus. Und nun gar das frohe Gesicht! Selten läßt sich überall ein Gesicht bei diesen Ruinen und in diesem Park erblicken. Frohsinn ist auch keine besondere Eigenschaft der Leute in Meiningen. Dieser Vers wird ihn ihnen nicht beibringen. Ein Völkchen froh zu machen, dazu bedarf es ganz andere Mittel. O was vermöchten die kleinen deutschen Fürsten nicht, wenn sie es ihre herzlichste Angelegenheit seyn ließen, frohe Gesichter um sich her zu erschaffen!

Weiter ist noch ein Pappelinselchen mit einigen Grabmälern angebracht, doch nimmt es mit allem Zubehör nur einen sehr kleinen Raum ein. Das dabei liegende Jagdhaus ist wie eine Kapelle gebaut; das kann nur ein Spötter erfunden haben. Dahinter befindet sich eine Schweizerei und ein Stall, mit einem Dutzend sehr sauberer und großer Kühe.

Meiningen hat 580 Häuser und 3800 Einwohner. Die Stadt ist unbevestigt, ohne Ringmauer, sie hat zwei Thore. Der Herzog von Sachsen-Meiningen ist des Amts und der Stadt

Meiningen wegen der Lehnsmann vom Bischofe zu Würzburg. Beiden wird gemeinschaftlich von Schloß, Stadt und Amte Meiningen gehuldigt, Würzburg als Lehnsherrn, dem Herzog als Vasallen. Der Grund der Entstehung dieses Lehnnexus ist alt. Kaiser Otto II. schenkte 982 die Villa Meiningen an die Kirche zu Aschaffenburg. Diese vertauschte das Geschenk bald darauf wieder an den Geber, gegen bequemere Besitzungen. Heinrich II. gab 1008 Meiningen und Wohldorp an das von ihm gestiftete Bisthum Bamberg. Hierwider setzte sich Würzburg, erhielt auch solche gegen andere Aufopferungen zurück. In der Fehde, welche, zwischen dem Grafen Berthold IV. von Henneberg und dem Bischofe von Würzburg, acht Jahre geführt ward, gelang es dem Grafen, Meiningen einzunehmen, und sich in dessen Besitz bis zum Frieden zu erhalten, in welchem Henneberg seine Eroberungen zurückgab; doch erhielt es Meiningen als ein Burglehn von Würzburg und behielt es bis 1380, in welchem Jahre Würzburg es selbst wieder übernahm. Der Bischof Johann hatte so übel hausgehalten, daß er das Stift, das Amt Meiningen mit mehreren Dörfern 1454 an die Grafen von Henneberg für

22000 Fl. versetzen mußte, und erst 1495 wieder lösen konnte. Jetzt fingen die Umstände sich zu ändern an. Henneberg, das sonst seine zerrütteten Nachbarn mit Geld unterstützt hatte, versank nun selbst in eine ungeheure Schuldenlast, so daß Graf Wilhelm VII. das schöne Amt Maienburg gegen das unbeträchtliche Amt Meiningen 1542 an Würzburg vertauschen mußte. Henneberg erhielt 170,000 Fl. baar dazu. Der Bischof reservirte sich bei diesem Tausch das Recht, daß, im Fall der Erlöschung des Henneberger Mannsstamms, Meiningen an Würzburg gegen die Erlegung von 30,000 Fl. an den Allodialerben zurückfallen sollte. Diese Erlöschung erfolgte 1583. Durch ein Erbverein von 1554 fielen die hennebergischen Lande an das Haus Sachsen, Ernestinischer Linie. Aber wegen Meiningen meldete sich, zufolge des Vergleichs von 1542, Würzburg mit 30,000 Fl. in der Hand. Nach mehreren vergeblichen Unterhandlungen und verworfenen Vergleichs-Projekten, kam endlich 1586 zu Schleusingen ein Receß zwischen den beiden Parteien zu Stande, zufolge welchem Meiningen dem Hause Sachsen als ein Mannslehn von Würzburg übergeben wurde, mit der Bedingung,

daß, nach Erlöschung des sächsischen Hauses, solches dem Stifte Würzburg wieder heimfiele. Würzburg bekam 30 000 Fl. baares Geld und für 6000 Fl. Dorfschaften, deren Intraden allein 2608 Fl. betrugen, da doch Meiningen nur zu 2000 Fl. angeschlagen war. Also gewann Würzburg bei diesem Vergleich 30,000 Fl. baares Geld, 14000 Fl. an Eigenthum, und diese Lehnsherrlichkeit über Meiningen.

An der Gränze von Franken.

Der fränkische Kreis ist der Nabel des deutschen Reichs, und von ihm aus muß die Theilungslinie zwischen den nördlichen und südlichen Germanien gezogen werden, welcher, so viel ich von der Sache weiß, bisher noch weder Mittel- noch Endpunkt angewiesen ist. Eine solche Bestimmung, wenn sie genau seyn sollte, dürfte auch ihre grossen Schwierigkeiten finden, und die verschiedenen Markscheider mit einander in Zwist gerathen, zumal wenn sie über die eigentliche Rücksicht nicht einig wären, nach welcher man ihr Unternehmen zu betrachten hätte. Es würden, bei Festsetzung dieses Punkts, vorzüglich dreierlei Untersuchungen angestellt werden müssen; nemlich über die Natur des Bodens, über das politische In-

teresse der von einander getrennten Länder, und über den ausgezeichnet verschiedenen Charakter der Einwohner.

In Betreff des Bodens, der Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit desselben, der Produkte und des Produciblen, herrscht in Deutschland keine so große Verschiedenheit, als ein Unkundiger sich wol vorstellen mögte. Wenn Deutschland gleich unter allen unabhängigen Staaten Europens der am meisten bevölkerte, und der Raum, den es einnimmt, auf der Weltkarte schon sichtbar genug ist: so erstrecken sich doch seine zwölftausend Quadratmeilen fast eben so breit in Westen und Osten, als sie längshin von Süden in Norden gehen. Die hiedurch erwirkten acht oder neun Grade können das nördliche und südliche Klima nicht so fühlbar verändern, daß ein nicht ganz schwacher Menschenkörper nur einige Revolution von der Abwechselung zu befürchten hätte. Alle Ausländer, die sich von den Mittagsgränzen unsers Welttheils nach Deutschland verlieren, sind mit unserm gebenedeiten Mutterlande in Schwaben wenig mehr zufrieden, als etwan in Holstein. Sie sehen sich, wie Ovide, unter die Ge-

ten verwiesen, an, und glauben noch immer wie Tacitus, man könne sich freiwillig, aus Wahl, nicht in Deutschland niederlassen, wenn man nicht darin gebohren sei *). In einem in England allgemein als Grundlage zur Erlernung der Geographie gebrauchten Buche, fängt der Artikel von Deutschland mit dem Lobspruche an, daß, „wer von Italien nach diesem Lande reiset, einem Wanderer zu vergleichen sei, der aus einer schönen Stadt in eine mit Dornsträuchern bewachsene Wüste geräth“**). Im Ganzen ist freilich die Fruchtbarkeit in Süden augenscheinlicher, als in Norden; aber es fehlt dort so wenig, als hier, an dürren Sandstrecken; wozu noch die bergigen Gegenden, die im mittägigen Deutschland einen grossen Raum einnehmen, und die ungleich geringere

---

*) Quis — Asia, aut Africa, aut Italia relicta Germaniam peteret? informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi patria sit.

**) As you pass on from Italy to Germany, you are in the situation of a traveller, who, after leaving a beautiful city, finds himself in a desart covered with briars. Turner's Introduction to universal Geography. London 1789.

Indüstrie, selbst in Rücksicht auf den Feld- und Gartenbau, gerechnet werden muß. Wenn man sich in Süden rühmt, ein Gewächs der warmen Erdstriche, die Kastanie, zu ziehen: so hat schon Nicolai gezeigt, daß solche am Ufer der Elbe, bei Altona, und ich setze hinzu: in noch nördlichern Gegenden, bei gehöriger Pflanzung fortkommt.

Das politische Interesse der verschiedenen deutschen Staaten hängt fast allein von Allianzen ab, die in jedem historischen Moment anders geordnet oder misgeordnet stehen, so daß das ganze Reich einem unaufhörlich bewegten Meere gleicht, wo jede aufsteigende Welle einen Theil ihrer Tropfen der Nachbarin mittheilt, und von ihrer Nachfolgerin andere wieder einschluckt. Oben darein regiert meistens ein tobender Wirbelwind, der die entfernten Theile zusammenjagt, und den Gesammthaufen in bewustloser Bewegung hält. Man probirt ewig an, lötet aber nie dauerhaft zusammen. Ihr schreit über den Mangel an Patriotismus bei den Deutschen. Ei! sagt ihm doch, was sein Vaterland ist! Sein Urgroßvater focht für das Lutherthum gegen den Kaiser; sein Großvater sollte dem österreichischen Erzhause Spanien erkämpfen

helfen; sein Vater stand unter dem siegreichen Heer eines geächteten Fürsten, der seine rechtmäßigen Waffen mit dem rechtmäßigen Reichshaupte maß; sein Bruder siedelte sich an in fernem Lande, das er für Undeutsche zu erobern verkauft war; und er — er wird aufgeopfert zu bluten für die Manen eines entthronten Franken, der zu spät klug ward. Es sind nicht die Naturverhältnisse der deutschen Nationen und Natiönchen, die ihre Zusammenkettung bewirken; es sind die Verschwägerungen ihrer gnädigsten Herren; und wenn die schwere Frage ausgefochten ist: ob dieser Fürstenjunker jenes Fürstenfräulein heirathen werde, so dürfen die weisen Politiker den Finger erst an die Nase legen und untersuchen, auf welche neue, unerhörte Art diesem und jenem Lande von nun an Heil wiederfahren könne. Es giebt Hofinteressen, so viele Höfe und Höfchen in Deutschland sind; es giebt Ministerinteressen, je nachdem das regierende Haupt schwach oder launig ist; das Volksinteresse ist ein leerer Name, kaum würdig als Motto vor Staats-Deductionen zu prangen. Es war ein altes Sprüchwort: „Was thut der Deutsche nicht für Geld!" Das neue mag heissen: „Was leidet der Deutsche nicht ums Geld.

Billig sollte auch das politische Interesse bei einem Volke nicht getheilt seyn, das, wenigstens seit einem Jahrtausend, einerlei Boden zusammen bewohnt, dessen Verfassung es als Eine Masse betrachtet, das einerlei Sprache zu reden sich bemüht, und nie persönlich getrennt werden dürfte, ohne daß die getrennten Theile beständig in Zwietracht leben würden. Der Glaube thut auch dabei das Beste. Man muß sie nur für verbunden halten: so sind sie es wirklich.

Bei alle dem kommt mir es vor, als ob sich die Deutschen insgesammt seit langer Zeit unter Eine, mehr ausgemachte, haltbarere Regierungsverfassung müßten schmiegen gelernt haben, wenn nicht ein besonderer Grund des Widerstandes obwaltete. Zur Auflösung dieses Problems reicht dem Staatskundigen und Historiker das leidige Feudalsystem hin. Aber war denn dieses nicht in allen europäischen Ländern dasselbe? Und doch ist Deutschland ein ganz anders regierter Staat, als die übrigen. Troß der monarchischen Form, welcher sich der bei weitem größte Theil der deutschen Staaten unterworfen hat, ist das ganze Reich doch noch immer eine aus gekrönten Aristokraten zusam-

mengesetzte Republik, deren Präsident Kaiser heißt. Warum ist nicht alles zusammengeschmolzen, wie in andern Reichen Europens? Hat es dem deutschen Reiche mehr, als anderswo, an ehrgeitzigen, schlauen, ungerechten, räuberischen Herschern gefehlt? Ist der Deutsche schwerer zu berücken, als andere? Ist er freier gesinnt als sie? O über die Freiheit! Wie mancher Unterthan eines kleinen Fürsten wünscht sich, einem größern dienstbar zu seyn, um ungehinderter seinen Trieben zu folgen, seine Talente auszubilden!

Bei meiner Wanderschaft durch Deutschland ist mir der Gedanke bewährter geworden, den ich zuerst bei Lesung der Geschichte der Nation, so gut wir sie bisher haben konnten, schöpfte; nemlich: daß, ungeachtet der Aehnlichkeit der Sprache, Regierungsform und Verwandschaft, ein charakteristischer Unterschied zwischen den Süd- und Norddeutschen statt findet, den man nicht übersehen darf. Ich hätte Lust jene die Teutschen und diese die Deutschen zu nennen. Was dem Beobachter gleich als ein unterscheidendes Merkzeichen auffällt, ist, daß jene mit der Härte der Mundart einen weichen, diese mit einer

weichen Sprache einen harten Sinn verbinden. Wer meine etwas einseitige Eintheilung nicht gelten lassen will, mag die ersten gern Franken, die andern Sachsen heissen. Die Richtigkeit dieser Benennung bestätigt die Geschichte, welche uns lehrt, daß Deutschland nach dem Abgange des Hauses seiner ersten Despoten, der Karolinger, durch die Häupter beider, der fränkischen und sächsischen Nationen, eine für die damalige Zeit constitutionelle Form erhielt.

Das, was der deutsche Reichskörper seine Freiheit zu betiteln beliebt, rührt gewiß allein von den Wirkungen der Opposition gegen die von jeher um sich greifenden Mehrer des Reichs her, deren Gewaltgränze vor Karl dem Fünften nie einigermassen bestimmt umschrieben war. Von Konrad dem Ersten bis Konrad dem Vierten gaben sich die Regenten beider Hauptnationen, der Franken und Sachsen, Mühe, das Scepter des ganzen Reichs in ihre Hände zu ringen. Es glückte beiden wechselsweise. Aber keiner Partei gelang es, sich die Regierung zu sichern und den übrigen Theil des Landes sich und ihrer Familie auf immer unterthänig zu machen. Demjenigen Fürstenhause,

das jedesmal herrschte, war es die wichtigste Angelegenheit, den Despotismus durch Güte und Härte allgemein einzuführen. Die übrigen dagegen hatten ein gemeinsames Interesse, dieses zu verhindern, und bei ihren Vasallen und Nachbaren den alten Deutschen Sinn für Unabhängigkeit immer wieder aufs neue zu erwecken.

Die Franken, und die mit ihnen verwandten Nationen, Schwaben und Baiern, blieben die längste Zeit über im Besitze der Oberherrschaft. Nach dem Abgange der Ottonen fiel nur spärlich einmal auf eine Weile die Kaiserkrone einem sächsischen Herzoge zu. Daher blieben die nordischen Länder freier, der Geist des sächsischen Volks muthiger, strebsamer und unabhängiger. Der Sinn der Süddeutschen hingegen artete allgemach zur sclavischen Fröhnerträgheit ein; der Krieger verlor sich von dem alleinigen Zweck seiner kämpfenden Vorfahren, ihr Blut nur für das Vaterland fließen zu lassen. Er focht nur für die Größe seines Herzogs, der mit der römischen Krone geschmückt war, und Foderungen auf den römischen Weltkreis machte. Seine Ehre war die Ehre seines Herrn; er kämpfte wider seine Brüder, die Nord-

deutschen, die er nicht für seine Brüder halten wollte, weil sie Sachsen, weil sie nicht Unterthanen seines Fürsten waren, den er das Oberhaupt der Welt zu seyn wähnte. So wurden die Sachsen und Franken auf immer getrennt. Diesen blieb der theure Vorzug, Waffenbrüder des Kaisers zu seyn, den sie mit dem Verlust ihrer alten Jochlosigkeit erkauften. Jene dagegen, für deren Fürsten die fernher schimmernde Krone ein Gegenstand des Neides war, wurden an den Glanz nicht gewöhnt, welcher das Selbstgefühl betäubt, und den Werth der Individuen verringert.

Hiezu muß man noch bei den fränkischen Völkerschaften ihr Verkehr mit den seit einer viel höhern Epoche im Druck lebenden Italienern rechnen, und bei den Sachsen ihre Verwandschaft mit den lange roh gebliebenen, noch späthin von Freiheitssinn schwellenden Nordvölkern in Anschlag bringen. Der Unterschied zwischen beiden wird besonders zu den Zeiten der Reformation am sichtbarsten. Die Sachsen und Nordvölker nahmen ohne große Revolutionen die neue, freiere Religion an, da die Süddeutschen, troz allen Erschütterungen meistens nichts als vergebliche Versuche wagen dur-

ten. Schwaben macht hier zwar eine scheinbare Ausnahme, ist aber in der That der am wenigsten selbstständige deutsche Kreis. Durch große Zerrüttungen hat es die Schattenfreiheit erlangt, von welcher es zu unsern Zeiten nicht einmal die Gebehrde mehr macht. Wie viel indessen die angegebenen Umstände auf jede Provinz besonders gewirkt, was für günstige oder ungünstige Ereigniße ihren Lauf befördert oder gehemmt haben, welche feinere Unterscheidungszeichen sich hier und da noch auffinden lassen, gehört noch nicht zu meinem Zwecke. Genug, daß ich hier die gröbsten Pinselstriche gezogen habe, die den Beobachter leiten können, wenn er sich geschichtlich oder als Reisender mit dem verschiedenen Zustande des deutschen Volks, in Absicht auf die Lage der Provinzen, beschäftigt. Im Verfolge werde ich selbst Gelegenheit haben, etwas mehr Leben in diese flache Skizze zu bringen.

Heß, Jonas Ludwig von, 1756-1823

Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande, und Frankreich

Bd.: 2

Hamburg 1796

It.sing. 449-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10467019-1
VD18 90525426-001